Reichs-Elternwarte

Herausgegeben in Verbindung mit der Reichswaltung des NS.-Lehrerbundes von Regierungspräsident Heinrich Siekmeier

Heft 2 1939

Erscheint vierzehntäglich
★
Postort Berlin

Heftpreis
25
Rpfg.

Ihr schmeckt's

Aufnahme: Elisabeth Hase

NOV 8 1945
Serial Record Division
The Library of Congress
Copy

Interdepartmental Committee
for the Acquisition of
Foreign Publications

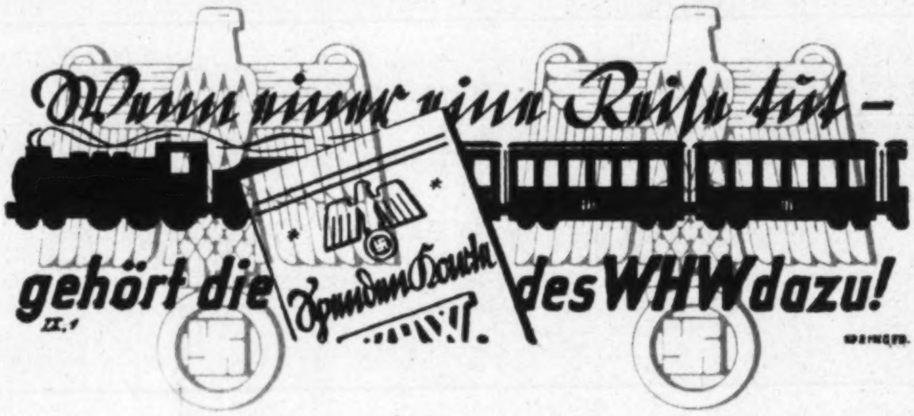
Amtliche Mitteilungen

Kürzere Lehrzeit verwirklicht

Der Reichswirtschaftsminister hat entschieden, daß in der chemischen Industrie keine Berufe mehr mit einer vierjährigen Lehrzeit geschaffen werden, sondern daß das Berufswissen in einer zweijährigen Lehrzeit, die als Anlernzeit berechnet wird, zu vermitteln ist. Damit hat sich auch der Standpunkt der Deutschen Arbeitsfront vollkommen durchgesetzt. Die Arbeitsgemeinschaft der Industrie- und Handelskammern wurde vom Reichswirtschaftsminister angewiesen, die Berufe der Chemielabor-Jungwerkers und Chemiebetriebs-Jungwerkers anzuerkennen. Es war im Interesse einer gesunden, aufbauenden Volkswirtschaft untragbar, daß Hunderttausende von Menschen, von denen höchste Leistungen physischer und psychischer Art verlangt werden, als ungelernter Arbeiter ihre Arbeit verrichten.

Wem steht der Besuch der Nationalpolitischen Erziehungsanstalten offen?

Eine besondere Art der Oberschule sind die Nationalpolitischen Erziehungsanstalten, die vom Reichserziehungsminister Rust am Geburtstage des Führers im Jahre 1933 gegründet worden sind und die Aufgabe haben, eine kommende Führergeneration heranzubilden. Die Ausbildung an diesen Anstalten dauert in der Regel acht Jahre. Sie umfaßt neben dem Unterricht nach den Lehrplänen der Deutschen Oberschule die in den Richtlinien für die Leibesübungen für Jungenschulen ausgeführten Sportarten, außerdem Rudern, Segeln, Reiten, Radfahren, Fechten, Segelfliegen. Dazu kommen die Einsätze der Oberklassen im Landdienst, Bergwerk und im Ausland. Nach Abschluß der Ausbildung, über die das Reifezeugnis erteilt wird, ist die Berufswahl freigestellt. Nationalpolitische Erziehungsanstalten befinden sich in Preußen in Bensberg bei Köln a. Rh., Berlin-Spandau, Ilfeld (Südharz), Köslin, Naumburg an der Saale, Neuzelle bei Guben, Oranienstein bei Dietz an der Lahn, Plön in Holstein, Potsdam, Schulpforta bei Naumburg an der Saale, Stuhm in Westpreußen, in Sachsen in Klotzsche bei Dresden, in Anhalt in Ballenstedt am Harz und in Württemberg in Rottweil und Backnang bei Stuttgart. Die beiden Anstalten Schulpforta und Ilfeld sind lehrplanmäßig Gymnasien. An die Anstalten Naumburg, Potsdam und Stuhm sind Aufbauzüge angegliedert, die nach sechsjähriger Volksschulbildung Jungen aufnehmen und diese in einem sechsjährigen Ausbildungskurs zur Reifeprüfung bringen.



Körperliche Züchtigung in Schulen

Wie die „Hamburger Lehrerzeitung" berichtete, hat die Schulverwaltung in Hamburg grundsätzliche Bestimmungen über die körperliche Züchtigung in den Hamburger Schulen erlassen. Den Lehrkräften stehe grundsätzlich das Recht der körperlichen Züchtigung zu. Dabei solle aber die Ausübung des Züchtigungsrechts nicht schrankenlos gestattet sein. Vielmehr müsse nach wie vor das Ideal eines Lehrers die Aufrechterhaltung der Disziplin ohne jede Züchtigung sein, die nur als letztes Mittel und nur in besonderen Ausnahmefällen angewandt werden soll. Körperliche Züchtigung von Mädchen und wiederholte Züchtigungen von Knaben am gleichen Tage seien von den Lehrkräften nicht ohne Rücksprache mit dem Schulleiter vorzunehmen. Zeigten Kinder einen dauernd hervortretenden Hang zum bestimmten Vergehen, so solle vor Wiederholung der Züchtigung die Aeußerung eines beamteten Arztes eingeholt werden. Die Androhung der Züchtigung für ein verübtes Vergehen auf einen späteren Tag sei nicht gestattet. Jede Züchtigung sei unter Angabe des Tages, des Grundes und der Art der Strafe in ein Strafbuch einzutragen. Den noch nicht angestellten Lehrern stehe das Recht der körperlichen Züchtigung in jedem Falle nur mit Genehmigung des Schulleiters zu. Für Vergehen außerhalb der Schule solle nur dann eine Schulstrafe verhängt werden, wenn vorher eine Verständigung mit den Eltern oder Vormündern versucht worden sei.

Brennholz ist knapp

Die Notwendigkeit verschärfter Nutzholzhaushaltung hat eine fühlbare Verknappung auf dem Brennholzmarkt verursacht. Um die Bevölkerung über die Ursache der Brennholzverknappung aufzuklären und den Brennholzverbrauch durch Einschränkung des Holzbrandes oder Umstellung auf andere Brennstoffe einzuengen, hat der Reichsforstmeister die Arbeitsgemeinschaft Holz mit der Durchführung einer Werbung „Spart Holz!" beauftragt.

„Hauptschulen" statt „Volksschulen" in Danzig

In Danzig ist die Bezeichnung „Volksschule" durch „Hauptschule" ersetzt worden, da nach nationalsozialistischer Auffassung zu dem Begriff Volksschule das gesamte Schulwesen von der Grundschule bis zur Hochschule gehört.

Eine Sammelmappe für die »Reichs-Elternwarte«

Die Sammelmappe der »Reichs-Elternwarte« ist erschienen!

Die Mappe ist eingerichtet für 26 Hefte, also für einen ganzen Jahrgang, und ermöglicht durch einfaches Einheften mittels Drahtstäbchen das Aufbewahren der wertvollen Hefte in geschmackvoller Buchform. Dadurch ist ein rasches Nachschlagen von Beiträgen (z. B. Hilfe bei der Schularbeit, Berufswahl usw.) möglich. / Die in schönem Leinen mit Golddruck hergestellte Mappe kostet nur 2.- RM zuzüglich 40 Pfennig Portoauslagen

Sie ist durch alle Boten zu beziehen oder bei Vorhereinsendung des Betrages von 2,40 RM. auf Postscheck-Konto Berlin 55525 auch durch den

Ein wertvolles Nachschlagewerk in allen Fragen der Erziehung der Schule und des Elternhauses!

Verlag der
Reichs-Elternwarte
Berlin C 2, Wallstraße 17–18

Reichs-Elternwarte

Herausgegeben in Verbindung mit der Reichswaltung des NSLB.
von Regierungspräsident [illegible]

Inhalts-Übersicht

Das letzte Vierteljahr
Von Alfred Thiemann
Seite 40

•

Zuviel Dienst in der Hitler-Jugend? Von Hans Scheffler
Seite 42

•

Hilfe bei der Schularbeit
Von Schulrat Carl Jacob
Seite 46

•

Das letzte Jahr vor Schuleintritt
Von Dr. Anna Herde
Seite 48

•

Rückblick und Ausblick
Quelle und Ziel
Von Meta Brix
Seite 50

•

Erziehliche Plaudereien
Seite 52

•

Kindergarten – Kinderland
Von Johannes Otto
Seite 54

•

Drei Brüder
Roman von Felix Riemkasten
Seite 58

•

Die Vierlinge von Beuthen
Seite 61

•

Der Nähkorb
Von Urſula Scherz
Seite 62

•

Vertrauen ist der beste Arzt
Von Anni Weber
Seite 63

•

Was kӧnnen unsere Kinder werden?

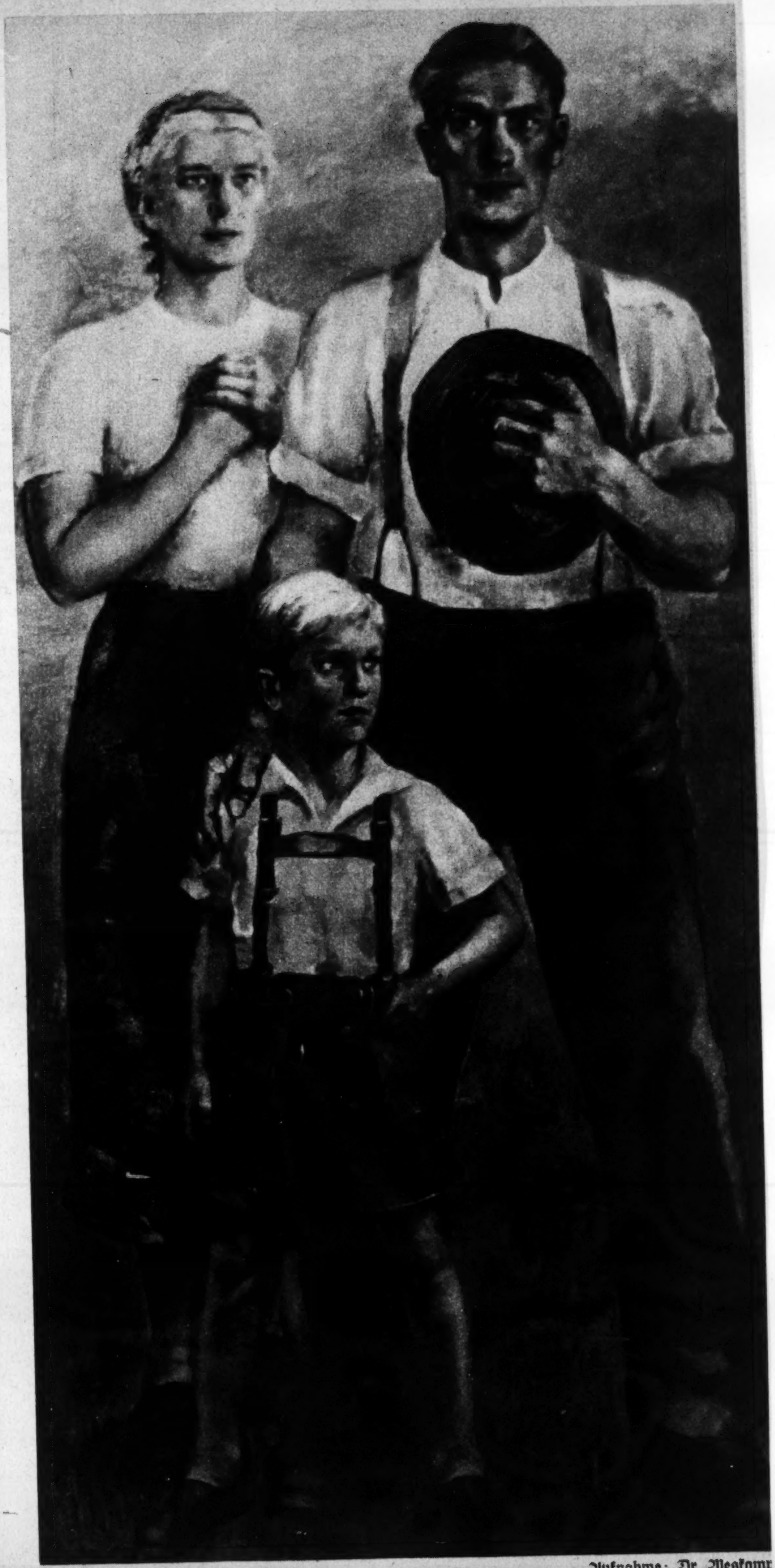
Die Apothekerin
Von Dr. Gerda Simons
Seite 64

•

Der Lehrer an der ländlichen Berufsschule
Von Dr. Hans Hajek
Seite 66

•

Kinderwarte
Kurzweil am Feierabend



Jungbauer

Gemälde von Hermann Körschner

Aufnahme: Dr. Weskamp

Das letzte Vierteljahr

Von Alfred Thiemann

Was würden wir wohl von einem Gärtner sagen, der sich das ganze Frühjahr und den ganzen Sommer hindurch kaum um seine Pflanzen kümmert, sie vielmehr vollkommen sich selbst überläßt, kurz vor der Ernte jedoch plötzlich alles Versäumte nachholen möchte, von früh bis spät gießt, jätet und düngt, und, weil er eben zu spät mit seiner Pflege begonnen, doch nichts erntet?!

Was würden wir wohl von solch einem Gärtner sagen?

Einen Toren würden wir ihn nennen, der an seinem Mißgeschick selber schuld ist, und einen pflichtvergessenen Menschen, der sich an seinem Beruf und an der Volksgemeinschaft, deren Ernährung er sicherstellen sollte, versündigt.

Was sagen wir nun aber von Vätern und Müttern, denen das ganze Jahr hindurch die Schulleistungen ihrer Kinder gleichgültig waren, die sich weder durch mehr oder weniger deutliche Hinweise der Erzieher, weder durch Schulzeugnisse, noch durch direkte Benachrichtigung aus ihrer Ruhe und Interessenlosigkeit aufrütteln ließen, plötzlich jedoch, wenige Wochen vor der in Frage stehenden Versetzung ihres Kindes, den Ernst der Lage begreifen und nun mit Hochdruck dessen Wissenslücken auszufüllen und die verabsäumte Arbeit eines Jahres in zwei Monaten nachzuholen suchen?!

Was sagen wir von solchen Vätern und Müttern, deren es mehr gibt, als die Elternkreise annehmen, denen die ständige Beobachtung und Ueberwachung der schulischen Entwicklung ihrer Kinder eine selbstverständliche Elternpflicht ist?! Gleichen diese Eltern nicht jenem törichten Gärtner, und verdienen sie nicht ebenso streng beurteilt zu werden wie er?!

Das Schulkind, wie überhaupt das Kind, muß im neuen völkischen Staate anders gesehen werden als in früheren Zeiten. Es gehört nicht mehr den Eltern allein, sondern auch jenem Staate, dessen Zukunft von der geistigen, politischen und charakterlichen Vollkommenheit seiner künftigen Bürger abhängt. Darum ist ein schuldhaft verlorenes Schuljahr, darum ist eine vernachlässigte Erziehung nicht mehr eine Sache, die nur die Eltern und das Kind angeht, sondern auch die im Staate zusammengefaßte Volksgemeinschaft, die einen Anspruch darauf hat, daß alle in seinen einzelnen Mitgliedern schlummernden guten Anlagen durch eine vernünftige, zielgerichtete Erziehung und Schulung geweckt und gefördert und alle bösen Kräfte durch eben diese Erziehung bekämpft und niedergehalten werden. Und darum muß das Elternhaus alles tun, was nur irgend in seiner Macht steht, um eine solche Erziehung und Schulung der Kinder zu gewährleisten.

Dazu gehört in erster Linie eine Ausrichtung der elterlichen Erziehung auf die vom Staate überwachte, also auf den Staat ausgerichtete, „richtige" Erziehung in der Schule. Gepflogenheiten der neuen Schule müssen in ihrem Sinne von dem Elternhause verstanden und auch Bestandteile der elterlichen Erziehungspraxis werden. Die Betonung neuer Lehrfächer durch die Schule der Gegenwart, die offensichtliche „Vernachlässigung" ehemals im Vordergrunde jeder Schularbeit stehender Lehrgegenstände darf für das Elternhaus kein Grund abfälliger Kritik am heutigen Schulbetrieb sein und nicht zu einer heimlichen oder offen gezeigten Ablehnung oder gar Sabotierung der gegenwartsnahen und zukunftsgerichteten Schulerziehung führen. Die Beobachtung neuartig anmutender Lehrweisen und bislang unbekannter Unterrichtsfächer sollte vielmehr für das denkende Elternhaus der Grund sein, sich mit dem Geist der neuen Schule und ihrer heutigen Aufgabe ganz vertraut zu machen und zu versuchen, mit ihr in gleichen Schritt und Tritt zu kommen.

Das erfordert ein bejahendes, vertrauendes, ja geradezu liebevolles Mitgehen mit der Schule, das setzt das Bestehen einer Freundschaft zwischen dem Elternhaus und der Schule voraus, einer Freundschaft, die durch ein offenes Wort hinüber oder herüber nicht erschüttert werden kann. Die Schule ist es von jeher gewohnt, vom Elternhaus „Wahrheiten" gesagt zu bekommen. Um der gemeinsamen großen Aufgabe willen, müßte sich auch das Elternhaus dazu verstehen, angedeuteten oder direkt ausgesprochenen Hinweisen der Schule auf vernachlässigte Pflichten, die ernste und — verstehende Beachtung zu schenken, die sie verdienen.

Kein Lehrer und keine Schule werden dem Elternhaus taktlos Erziehungsvorschriften machen. Das Elternhaus sollte aber der Schule neuzeitliche Erziehungsgepflogenheiten „abgucken" und all die vielfältigen Fingerzeige, die ihm die Schule gewollt oder ungewollt gibt, mit aufgeschlossenem Herzen hinnehmen und sich lächelnd ein wenig miterziehen lassen.

Fingerzeige auf erziehliche Hilfen, deren das Kind bedarf! Es braucht nicht immer gleich der berühmte „Blaue Brief" zu sein, der dem Elternhaus unverblümt mitteilt, wie wenig das Kind den billigen Anforderungen der Schule genügt, es braucht nicht das Schulzeugnis zu sein, das nur „hohe Zahlen" aufweist: die ständige Ueberwachung der Hausarbeiten (das Kind braucht das gar nicht zu bemerken!), die Kontrolle der Schulhefte, die gelegentliche Ueberprüfung des Lernstoffes — Gedichte, Geschichten usw. — und eine oftmalige Unterhaltung mit dem Kinde über

Nun aber ran! . . . Aufnahme: W. Kobierowski

dessen Schulerlebnisse setzen das Elternhaus ohne große Belastung der väterlichen oder mütterlichen Arbeitskraft über die Schulleistungen ihrer Jungen und Mädel ins rechte Bild und geben ihm die Möglichkeit, rechtzeitig vermeidbaren Katastrophen, wie Sitzenbleiben oder Tadel im entscheidenden Schulzeugnis, vorzubeugen. Eine regelmäßige Aussprache mit dem Lehrer rundet diese Elternpflichten ab, deren Erfüllung keine unerhörte Mühe darstellt, wohl aber dazu angetan ist, die notwendige Freundschaft zwischen der Schule und dem Elternhaus zu gestalten und zu vertiefen und das letztere vor Enttäuschungen zu bewahren.

Nicht erst im letzten Schulvierteljahr darf sich das Elternhaus mißmutig auf diese Pflicht besinnen. So wie es sich die körperliche Betreuung der Kinder tagaus, tagein angelegen sein läßt, und so, wie keine Mutter auf den Gedanken käme, sich mal eine ganze Woche nicht um das Essen ihrer Kinder zu bekümmern oder einen ganzen Monat nicht um ihre Sauberkeit, so müßte das Elternhaus tagein, tagaus einen Blick auf ihre geistige Entwicklung, und das heißt von dem Beginn der Schulpflicht an: auf ihre Schulleistungen werfen. Kurz vor Schluß des Schuljahres ist es zu spät.

Das nachzuholen, was es in einem Dreivierteljahr versäumte und nebenbei nach den neuen Lernstoffen zu bewältigen, geht für gewöhnlich über die geistige Kraft eines Kindes. Zum anderen pflegt die Schule im letzten Vierteljahr die Zügel besonders straff anzuziehen und an das Aufnahmevermögen der Kinder erhöhte Anforderungen zu stellen. Sie muß das tun, weil ihr das Sommerhalbjahr mit seiner langen Ferienzeit, mit seinen Schulfahrten und Wandertagen nicht immer die genügende Zeit und Muße ließ, das erwünschte Pensum zu bewältigen. Und sie kann es tun, weil ja die Kinder — sofern sie eben brav Schritt hielten — lange genug im (geistigen) „Training“ waren, um zu Höchstleistungen befähigt zu sein. Die Kinder jedoch, die durch eigene Schuld und elterliche Nachlässigkeit den Sommer über verbummelten, die, um bei unserm Bild aus dem Sportsleben zu bleiben, nicht „im Training“ waren, werden nun trotz des häuslichen Nachdrucks nicht die Energie und den Arbeitswillen aufbringen, die zur Bewältigung der ihnen gestellten Aufgabe notwendig sind. Tränen, Verbitterung, Verzagtheit und häuslicher Unfriede sind die leidigen und häßlichen Begleiterscheinungen solchen Versuches, entstandenen Schaden auszubessern und Wissenslücken mit Gewalt auszufüllen. Ein nervöses Kind, das gegenüber der von ihm verlangten Leistung das Selbstvertrauen verloren hat und trotz verzweifelter Anstrengungen vielleicht doch sitzen bleibt, ist das Ergebnis solcher geistigen „Schnellmast“. Das „Stopfen“ der Gänse hat ein tierfreundliches Gesetz verboten; ist es nicht am Platze, Eltern, die eigenes Verschulden an ihren Kindern durch ähnliche Methoden auszugleichen suchen, dieses Gesetz und seine menschlichen Gründe vor die Augen zu führen?!

Einen Gärtner, der sich kurz vor der Ernte auf seine Pflanzen besinnt, nennen wir töricht und pflichtvergessen. Wird man die Eltern milder beurteilen dürfen, die an ihren Kindern ähnlich handeln?

Zuviel Dienst in der Hitlerjugend?

Es ist jeden Morgen das gleiche Bild. Eigentlich muß ich es eine kleine Hörfolge nennen. Es geht mir wie dem Rundfunkhörer mit dem Pausenzeichen. So wie er vielleicht in Gedanken die einem bekannten Liede entnommene, jäh abreißende Tonfolge jedesmal weitersingt, kann ich mich nur schwer von der Fortsetzung einer täglich sich wiederholenden, für mich jedoch immer wieder reizvollen Szene lösen.

7,30 Uhr! Eine Tür fällt ins Schloß. Kräftige Schritte klappen eilig über das Hofpflaster. Nun wird die Stalltür aufgerissen. Stille! Dann ein forsches Signal mit der Fahrradklingel. — Aha! Abschiedsgruß an Mutti, die, aus dem Fenster gelehnt, den Jungen wie immer mit den Augen begleitet, bis er um die nächste Ecke verschwindet. Ich kann es nicht lassen, muß eben schnell einmal einen Blick durch die Scheiben werfen. Da fährt er schon: ein pausbackiger Bengel mit strammen Beinen, die Jungvolkmütze etwas verwegen auf den Wuschelkopf gestülpt. Die Uniform ist tadellos gebürstet. Auf dem linken Unterarm sitzt haargenau der kleine Winkel, der den Unterführer kennzeichnet. Nun fährt er also in die Schule, allerlei Vokabeln im Kopf, daneben vielleicht auch eine kleine Dienstübersicht und ganz nebenbei — ein bißchen Unfug und Allotria.

Da wartet eine Pflicht, die erfüllt werden muß. Und Kameraden warten, die ihn wieder mit besonderen Augen ansehen, anders als der Lehrer. Jungen, die etwas von ihm erwarten. Man muß seine Gedanken zusammennehmen. Gestern war wieder ein langer Dienst, man will schließlich sein Leistungsabzeichen erkämpfen, und übermäßig viel Zeit war für die Schularbeit nicht übrig. Heute — was war doch heute? — Richtig, er muß sich um die HJ.-Sparmarken kümmern, die ausgegeben werden sollen, damit endlich jeder aus der Jungenschaft eine richtige Winteruniform zusammenbekommt. Und dann die Sorge, wenn man einmal auf Fahrt gehen will und kein Geld da ist. Ein richtiger Pimpf schnorrt nicht alte Tanten um Geld an. Er spart es lieber selber von seinem Taschengeld ab. Ehrensache! Und übermorgen ist Heimabend. Na, nur die Ruhe kann's machen. Jetzt erst einmal in die Schule.

So fängt der Tag dieses zwölfjährigen Jungen an. Er schließt nicht viel anders, denn ich höre ihn abends heimkommen mit einigem Getöse, mit einigermaßen männlich hallendem Schritt — das machen die Nägel unter den Sohlen — und einem großen Sack voll guter Laune.

Neulich klagte mir eine Mutter ihr Leid. Nein, der Junge sei überhaupt kaum mehr daheim. Da quäle man sich nun, aus den Kindern etwas Ordentliches zu machen, aber die HJ. nehme sie einem ja einfach fort. Ob er denn so gern zu Hause bleiben möchte, forsche ich. Ach, das sei es ja eben. Ganz versessen ist der Bengel, redet immer nur etwas von Dienstauffassung und von Aufgaben, die er zu erfüllen habe. Dabei sollte er lieber an die Schule denken. Er komme ja man eben mit, aber das könnte viel besser sein.

Ja, das ist wirklich tragisch. Oder vielleicht doch nicht? Zweifellos könnte der Junge seine Leistungen in der Schule steigern, wenn man ihm täglich einige Stunden mehr für seine Arbeiten ließe. Dann würden wohl mehr „2" im Zeugnis auftauchen. Und Mutti könnte die Zensur im Bekanntenkreis herumreichen, und damit gewissermaßen auch ihren Musterknaben, der so tüchtig und fleißig ist, daß man keine Worte dafür hat. Vielleicht würde er ein bißchen blaß aussehen vom vielen Stubenhocken, aber dafür gibt es ja allerhand Stärkungsmittel zu kaufen. Und später würde er ganz gewiß ein tüchtiger Beamter oder ähnliches.

Liebe kleine Eitelkeit! Ich leugne nicht, daß daneben auch die Sorge um das spätere berufliche Wohl der Kinder eine Rolle spielt. Aber stolz müßte man doch auch sein können? Alljährlich höre ich Mütter jammern, die in die Sprechstunde des Grundschullehrers kommen, um auf jeden Fall ein günstiges Gutachten für die Aufnahme in die höhere Schule zu erwirken. Was soll denn aus dem Jungen werden? Und außerdem: Sein Vater hat wenigstens das „Einjährige". Wir wollten doch, daß er es einmal leichter hat als seine Eltern.

Dies ist alles so bekannt, daß man eigentlich nicht mehr darüber zu sprechen brauchte. Aber es zeigt eben so deutlich, die große Kluft auf, die zwischen Einst und Jetzt besteht. Der büffelnde Streber von damals ist uns kein Ideal mehr. Was er an Wissensstoff mühevoll aufnahm, das büßte er meistens in charakterlicher Beziehung. Oft wurde er Einzelgänger, wurde einer von denen, für die die Tüchtigkeit an der Menge des aufgenommenen Wissensstoffes gemessen wurde. Lebenstüchtig war er selten.

Wenn ein Junge heute durch den Dienst die Schule vernachlässigt, dann beweist er damit, daß seine Begabung für eine weiterführende Anstalt nicht ausreicht, und man sollte ihn für einen Beruf vorbereiten, der seiner Anlage und seinen Neigungen entspricht.

Die politische Jugendbewegung unserer Zeit fordert restlosen Einsatz der jugendlichen Persönlichkeit, der es obliegt, an der Erfüllung der ihr gestellten Aufgaben zu wachsen und damit den Beweis zu erbringen für eine Leistungsfähigkeit, die nicht nur eine Summierung aufgestapelten Wissens zur Voraussetzung hat. Diese Jugend hat es gewiß schwerer als eine frühere. Aber es muß doch den Aelteren zu denken geben, daß sie dabei froh und gesund ist und eine geistige Haltung zeigt, die man nicht einfach ablehnen oder bekritteln kann.

Was treibt ihr denn eigentlich in der Hitlerjugend? Das ist eine der häufigsten Fragen. Dabei kann es niemand, der wirklich interessiert ist, schwer fallen, sich davon zu überzeugen, denn die Formationen arbeiten ja nicht unkontrollierbar und unter Ausschluß der Oeffentlichkeit. Was sie auf Elternabenden zeigen, ist ja nur ein kleiner Ausschnitt. Sie schulen, schaffen eine Vorbereitung für den großen Leistungskampf, den das Leben von jedem einmal fordert. Sie zeigen die kulturellen Werte auf, die früher so unendlich vielen ewig verborgen blieben, sie regen an zum geistigen Schaffen auf dem Gebiet der schönen Künste.

Wieder kommt einer und klagt: Ja, bei uns sitzen die Jungen oft bloß herum, manchmal langweilen sie sich, oder aber sie treiben Unfug. — Wer hat von uns Aelteren noch keine Scheibe eingeworfen? Wem zuckt es nicht vielleicht noch jetzt in den Fingern, wenn er einen schönen glatten Kiesel sieht, den man so fein und haargenau gegen das Blechschild des Krämers an der Ecke werfen könnte? Für uns war die Straße ein Begriff, vor allem, wenn wir in der Großstadt aufwuchsen, die Straße mit Hausfluren, Hinterhöfen, mit Ecken und Winkeln. Der Junge von heute hat sein Heim. Das hat nichts mit Heimlichkeit zu tun. Dort ist er tatsächlich heimisch, und er betrachtet es als ihm zukommendes Eigentum, das er schätzt und pflegt. Wer sich noch nicht allzuweit von seiner eigenen Jugend entfernt hat, der wird sich wohl der Höhlenromantik entsinnen, die in allen Phasen der Kindheit zu Hause ist. Wir nisteten uns in irgendeinem Erd-

Er freut sich schon auf den Pimpfendienst

Aufnahme:
H. Freytag

loch ein, statteten es auf unsere Weise mit allerlei Nötigem aus und verbrachten dort oft einen beträchtlichen Teil des Tages. Vielleicht zeigte sich darin schon der Wunsch, etwas ganz persönlich zu eigen zu haben, vielleicht war hier neben der romantischen Seite bereits unausgesprochen das Bestreben vorhanden, sich von den Aelteren zu lösen, um unter sich zu sein.

Während die Schule kaum mehr als ein Bekanntheitsgefühl auslöst, das dann, wenn man ihr längst entwachsen, irgendwie vergoldet wird, ist dem Pimpf sein Heim etwas Persönliches, das er auf seine Weise liebt. Hier liegen Arbeit und Spiel, Besinnung und Kurzweil eng beieinander.

Wir aber glauben oft, klagen zu müssen, daß unsere Kinder der Häuslichkeit zuviel entzogen werden. Als vor Jahren die Hitlerjugend ihren Anteil an der Erziehung nachdrücklich geltend machte, da brach ein Sturm der Entrüstung los, und man meinte, diesen Anspruch verneinen zu dürfen. Weshalb? Weil man neben manchem anderen, das schon Erwähnung fand, die totale Auffassung von der Erziehung nicht besaß und in Ansichten befangen war, die einfach mit der Zeit nicht Schritt hielten. Wir wissen heute, und das Wissen ist schon vielen zur freudigen Gewißheit geworden, daß diese Erziehung ausschlaggebend ist für die Charakterbildung. Wir müssen uns endlich davon freimachen, in dem Dienst eine Angelegenheit zu sehen, welche in irgendeiner Beziehung hemmend wirken könnte.

Nicht nur mit dem Mund, weil es nun einmal so ist und man doch nichts dagegen tun kann, nein, mit Herz und Verstand sollten wir den Dienst in der Hitlerjugend bejahen.

Dann werden die inneren Konflikte, die wir durch unsere verkehrte Haltung bei der Jugend erst erzeugen, endgültig begraben sein. Eine vertrauensvolle Zusammenarbeit ist das Ziel. Möchten wir doch alle bereit sein, es zu verwirklichen, im Dienste der jungen Generation, die aus unseren Händen einmal ein Werk übernimmt, zu dessen Weiterführung und Vollendung sie berufen ist.

Hans Scheffler

Hilfe bei der Schularbeit

Ueber den Atlas gebeugt ...

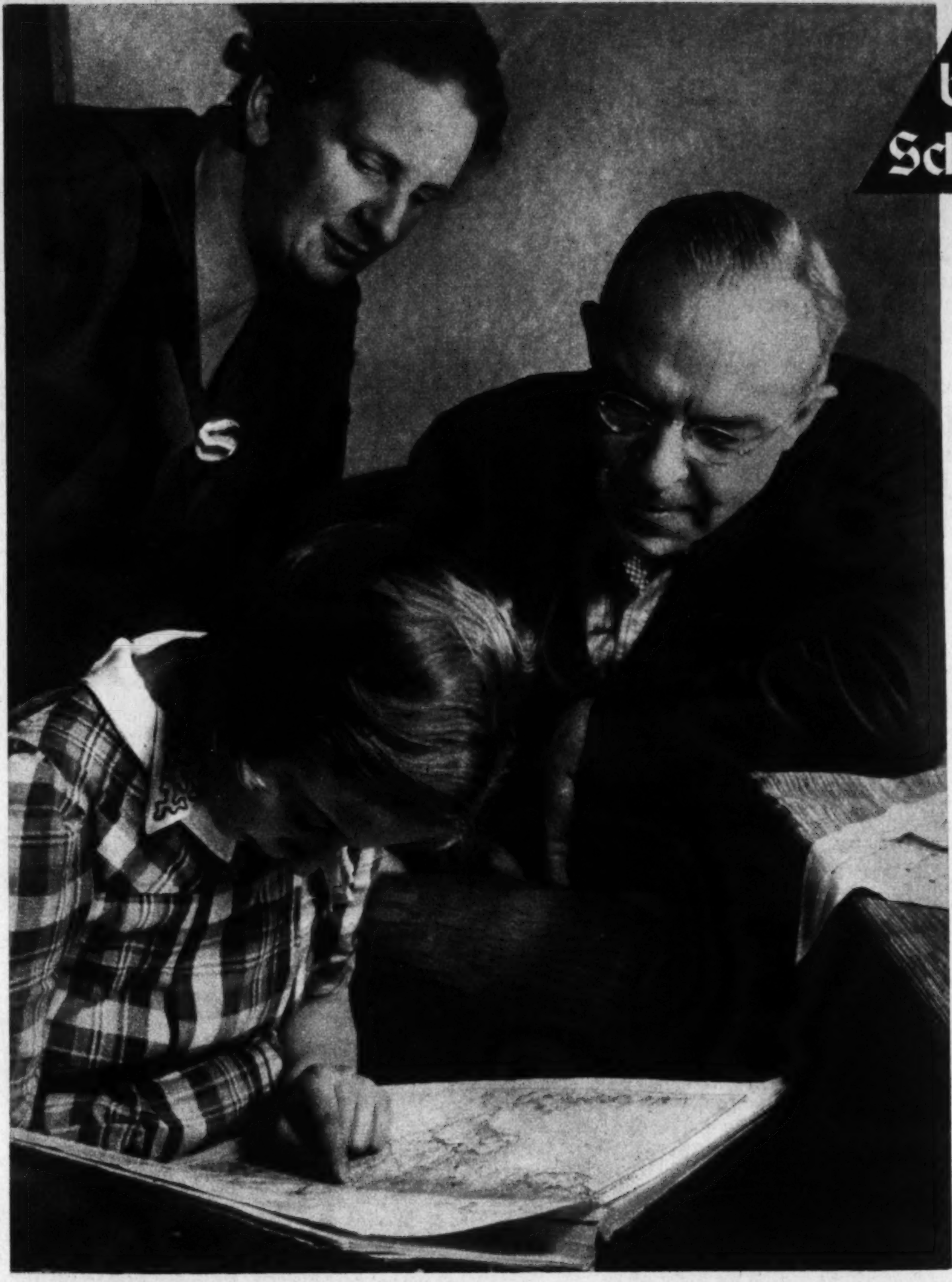
Von Karl Jacob

Selten ist wohl der Atlas in der Schule und daheim so viel benutzt worden als in den Tagen, da Sudetendeutschland in das große deutsche Vaterland heimkehrte, und selten wohl auch ist das Fehlen eines Atlasses oder doch wenigstens eines genügend großen und ausführlichen im Hause so schmerzlich empfunden worden als in dieser großen Zeit. Wie saßen da Kinder und Eltern mit heißen Köpfen und klopfenden Herzen über den Atlas gebeugt und suchten voll Eifer und Begier mit Augen und Fingern die Städte und Gegenden auf, die nach den Zeitungsnachrichten oder den Rundfunkmeldungen von den deutschen Truppen besetzt wurden. Ja, da ist es wohl jedem aufgegangen, daß der Atlas eines der wichtigsten und unentbehrlichsten Bildungsmittel ist, nicht nur für die Kinder in der Schule, sondern auch für die Erwachsenen im Hause. Und mancher Vater mag sich nun wohl endlich dazu bequemt haben, den schon längst notwendigen und von der Schule geforderten Atlas für sein Kind zu beschaffen. Gewiß brachten auch die Zeitungen in jenen Tagen Karten von der Tschechoslowakei, in denen die deutschen Gebiete durch Schwarzdruck hervorgehoben waren. Aber gerade solche gedruckten „Karten" zeigen auffällig und deutlich den Unterschied gegenüber den farbigen Karten in einem guten Atlas. Sie sind und sollen ja auch nur sein ein Notbehelf zu schneller Belehrung über die wichtigsten Verhältnisse eines Landes, seine Größe, seinen Umfang, seine Form, über die wichtigsten Flüsse, Städte, vielleicht noch Verkehrswege und ihre Entfernungen voneinander. Aber — und das ist das Entscheidende — sie geben kein *Bild* des Landes; sie sagen uns nichts über seine Oberflächengestaltung durch Berge und Täler, durch Höhenzüge oder weite Ebenen, durch sanften oder steilen Abfall usw., mit einem Wort durch alles das, was dem Lande seine Eigenart, seinen besonderen Reiz und Wert und vor allen Dingen seine landschaftliche Schönheit gibt. Wie sollen wir uns z. B. ein Bild von Sudetendeutschland machen ohne den gewaltigen Gebirgszug der Sudeten, des Erzgebirges, des Böhmerwaldes usw., von tausend Einzelheiten der Landschaft nicht zu reden. Das ist für den, der das Land nicht selbst gesehen hat, nur möglich mit Hilfe einer Karte, wie sie ein guter Atlas bietet. Darum kann weder das Kind, das in der Schule Vaterland und Welt kennen lernen soll, noch der Erwachsene, der in der Zeitung und in Büchern von fremden Ländern, Meeren, Städten, Flüssen usw. liest und aus diesem Lesen Gewinn für seine Bildung ziehen will, den Atlas entbehren. Und weil Kinder und Erwachsene ihn in gleicher Weise brauchen, ist kaum ein anderes Buch so geeignet, *Familienbuch* zu sein, wie eben der Atlas.

Aber freilich, wirklichen Nutzen kann der Atlas nur dem bringen, der es versteht, seine *Karten zu lesen*. Das aber will gelernt sein. Denn diese sind ja nicht naturgetreue Abbildungen der betreffenden Länder oder Landschaften wie Lichtaufnahmen oder Gemälde. Solche Aufnahmen kann man wohl von kleinen Gebieten, z. B. von einer Stadt, einem Gebirgszug, einem Flußtal und dergl. machen, aber nicht von ganzen Ländern oder größeren Landschaften. Oder aber, die Aufnahme müßte aus unendlicher Höhe erfolgen, und dann würden Einzelheiten auf ihr nicht mehr wahrnehmbar sein, sondern wahrscheinlich nur hellere oder dunklere Flächen, Punkte, Striche und Linien, deren Bedeutung der Beschauer sich erst durch Ueberlegung erschließen müßte. Und die Karte ist im Grunde genommen nichts anderes als das Bild eines Landes, wie man es sich aus unendlicher Höhe gesehen denkt. Es wird durch Zeichen und Farben dargestellt, die ihre besondere, von der erdkundlichen Wissenschaft festgesetzte und anerkannte Bedeutung haben. Eine der wichtigsten Aufgaben des heimatkundlichen Unterrichts der Grundschule ist es ja, die Kinder mit diesen Zeichen und Farben vertraut zu machen, indem gerade das bekannte Bild der Heimat mit ihrer Hilfe dargestellt oder auf der bereits fertigen Karte gezeigt wird.

Eine wirklich gute Karte bietet gewöhnlich sehr viel mehr als derjenige vermutet, der im Lesen von Karten nicht geübt ist, oder der nur einen flüchtigen Blick darauf wirft. Und immer wieder wird doch auch der Kenner überrascht, wenn sich ihm bei näherem Zusehen das Bild der dargestellten Landschaft mit immer neuen Zügen enthüllt. Gerade deshalb ist ja auch das gemeinsame Betrachten einer Karte im Familienkreise so fesselnd, weil da Eltern und Kinder gemeinsam sich das Bild eines Landes, das Bild der Landschaft nach der Karte ausmalen können. Dabei zeigt es sich dann oft, daß die Kinderaugen besonders scharf beobachten und die meisten „Entdeckungen" im fremden Land machen, vorausgesetzt, daß sie das in der Schule bereits hinreichend geübt haben. Andernfalls ist doch gerade ein solches Kartenlesen daheim eine sehr wertvolle Uebung und damit Unterstützung der Schularbeit. Und für kaum ein anderes Wissensgebiet zeigen die Kinder im allgemeinen so viel innere Anteilnahme wie für dieses, wird doch dadurch ein Trieb befriedigt, den die „gute Mutter Natur" selbst in das Kind gelegt hat, der Wissens- und Erkenntnistrieb, der es dazu drängt, die Welt um es her kennen und verstehen zu lernen. Besonders Knaben beschäftigen sich darum meist gern und viel mit dem Atlas.

Hilfe bei der Schularbeit



Aufnahme: Atlantic-Photo

An Gelegenheiten und Veranlassungen zu gemeinsamer Kartenbetrachtung fehlt es im Familienkreise selten. Da gilt es, Schularbeiten für den erdkundlichen Unterricht zu erledigen. Angenommen, eins der Kinder hat die Aufgabe, sich den Zug der Sudeten im Atlas noch einmal genau anzusehen und sich die einzelnen Teile zu merken. Natürlich nicht so, daß diese einfach gedächtnismäßig eingeprägt und hergesagt werden. Das Kind soll sich vielmehr nach dem Atlas ein anschauliches und möglichst wirklichkeitsgetreues Bild der einzelnen Gebirgszüge machen und mit dem Bilde zugleich ihre Namen einprägen. Wie wirksam können Vater oder Mutter mithelfen, indem sie mit dem Kinde die Eigenart und die Namen der Sudetenzüge aus der Karte ablesen, oder indem sie an Hand der Karte nachprüfen, ob das Kind seine Aufgabe richtig gelöst hat, auch wohl das Vorstellungsbild des Kindes aus eignem, vielleicht auf Reisen gewonnenem Wissen ergänzen. — Zu gemeinsamer Kartenbetrachtung, wenn sie auch der Schule meist nur mittelbar zugute kommt, gibt ferner die Zeitung fast täglich Veranlassung. Ob es sich dabei, wie in den Tagen, da wir dies niederschreiben, um Berichte aus Teilen oder Städten Sudetendeutschlands (Der Führer im oberen Moldautal, Rust im Altvatergebirge, Frick in Teplitz-Schönau), oder um Nachrichten vom japanisch-chinesischen Kriege und von den Kämpfen in Spanien handelt, wenn die Kinder wirklich bildenden Gewinn

davon haben sollen, so müssen sie sich die dabei erwähnten Orte oder Länder auf der Karte aufsuchen, um sich mit ihrer Hilfe ein Bild von der betreffenden Gegend zu machen. Schließsich gibt es auch im Familienleben selbst mancherlei Anlaß, zum Atlas zu greifen: Wir suchen die Städte oder die Landesteile auf, aus denen die Eltern und Großeltern stammen oder auf die wir sonst bei der Ahnenforschung stoßen, die Orte, in denen die nächsten und liebsten Verwandten wohnen, die Städte und Gegenden, aus denen wir Besuch, Briefe oder Ansichtskarten erhalten haben, oder in die wir unsere nächste Ferienreise machen wollen usw. Daß gerade in solchen Fällen die gemeinsame Betrachtung der Karte von besonderem Wert ist, liegt auf der Hand. Kinder des 1. und 2. Schuljahres können sich natürlich noch nicht mit Nutzen daran beteiligen, die des 3. und 4. Schuljahres nur, wenn es sich um Orte aus der engeren Heimat handelt.

Die eigentliche Schwierigkeit des Kartenlesens liegt nun eben darin, aus der Karte ein Bild von der Oberflächengestalt eines Landes zu gewinnen, es sich so vorzustellen, wie man es vom Flugzeug oder von einem hohen Berge aus sehen würde. Die Darstellung der Oberfläche eines Landes macht ja freilich auch dem Hersteller der Karte das meiste Kopfzerbrechen. Er kann auf ihr die Berge nicht hoch und die Täler nicht tief machen, kann sie auch nicht als Seitenansicht zeichnen. Es bleibt ihm nichts übrig, als sie durch Zeichen und Farbe so anzudeuten, daß für den, der deren Bedeutung kennt, daraus ein Bild der Oberflächenform entsteht. Verhältnismäßig einfach ist die Darstellung der Höhenunterschiede durch Farben; die weitaus meisten Karten benutzen dazu grün und braun in verschiedenen Helligkeitsstufen, grün für die tiefer, braun für die höher gelegenen Gebiete. Dabei gilt für grün der Grundsatz: Je tiefer desto dunkler, für braun dagegen: Je höher desto dunkler. Ueber die Verteilung der einzelnen Farbenstufen gibt uns die Farbentafel, die jede Atlaskarte dieser Art in irgendeiner Ecke enthält, Auskunft. Da finden wir z. B. auf der Karte von Deutschland: dunkelgrün von 0—100 Meter, hellgrün von 100—200 Meter und weiter die Stufen von 200—500 Meter, von 500 bis 1000 Meter, von 1000—2000 Meter usw. in braun vom hellsten bis zum dunkelsten Ton. Daß mit den Höhenangaben in Metern die Höhe über dem Meeresspiegel gemeint ist, also so gemessen, als ob der betreffende Berg oder das Land unmittelbar senkrecht über dem Meeresstrand aufragte, müssen wir hier als bekannt voraussetzen. Solche Farbenschichten können freilich nur ein ganz rohes Bild von dem Aufbau eines Landes geben; denn in Schichten von 300, 500, 1000 und mehr Meter Höhe, die durch eine Farbstufe bezeichnet werden, können doch noch ganz gewaltige Höhenunterschiede vorkommen, ohne daß sie auf der Karte sichtbar werden; einzelne hohe Berge, tiefe Schluchten, steile oder flache Hänge, lassen sich durch Farbstufen nicht wiedergeben. Dazu benutzt man gewöhnlich Schraffen, das sind kurze, gerade Striche, die nach einem ganz genauen, wissenschaftlich begründeten Plan gezeichnet werden, auf den wir hier natürlich nicht eingehen können. Nur so viel sei gesagt, daß die Schraffen stets in der Richtung des fließenden Wassers gezogen sind. Wir müssen sie uns gewissermaßen als Bächlein denken, die den Berg oder den Hang hinabfließen. Sie sind um so breiter gezogen, je steiler der Hang ist. Zusammen mit den Farben geben sie ein ziemlich plastisches Bild der Erdoberfläche. Die meisten Karten stellen aber die Höhen und Tiefen nur durch Schraffen dar, weil die Herstellungskosten durch Farbschichten sehr verteuert werden. Es müssen ja außerdem noch Farben für Flüsse und Seen, für Stadtgebiete und Länder oder doch für deren Grenzen angewendet werden, bei Meeren meist auch Farbstufen des Blau für verschiedene Tiefenschichten. Von den Zeichen, die außer den Schraffen benutzt werden, sind besonders die folgenden zu beachten: Für Eisenbahnen (oft mit Unterscheidung von Haupt- und Nebenbahnen) und Landstraßen, für Kanäle und Schiffahrtslinien, für die verschiedenen Ortsgrößen, für Festungen und Burgen, für Sumpfgebiete usw. Von größter Wichtigkeit für das Kartenlesen ist der Maßstab, mit dessen Hilfe wir die Entfernungen von Stadt zu Stadt usw. messen oder schätzen können. Er ist ebenfalls auf jeder Karte angegeben. Wenn auch nicht für das Kartenbild, so doch für die Beurteilung der Oberflächenformen sind die Zahlen wichtig, die sich bei einzelnen Bergen, Städten, Flüssen, Seen usw. finden. Sie geben an, wie hoch die betreffende Stelle über dem Meere liegt. Weil durch die Fülle der Farben und Zeichen das Bild der Karte für Kinder leicht unübersichtlich werden kann, bringen die Schulatlanten von wichtigen Ländern oft eine sogenannte physikalische (Gebirgs- und Flußkarte), die hauptsächlich die Oberflächenform zeigt, und eine politische Karte mit besonderer Hervorhebung der Staaten, Städte und Verkehrswege. Beide muß man natürlich bei Betrachtung eines Landes nebeneinander halten. Dazu kommen gewöhnlich noch verschiedene kleine Kärtchen als Kulturkarten (Wald, Wiese, Feldfrüchte, Wein usw.), als Klima- und Regenkarten, Bevölkerungs-, Religions-, Wirtschaftskarten usw., die man ebenfalls befragen muß, will man das vollständige Bild eines Landes gewinnen.

Je nachdem ob man ein ganzes Land, ein Gebirge, einen Fluß, eine Stadt usw. näher betrachten will, werden sich dafür bestimmte Gesichtspunkte oder Fragen ergeben. Bei einem Gebirge z. B. fragen wir in erster Linie nach der Höhe, dem Anstieg, ob steil oder sanft, der Gliederung, ob zusammenhängender Kamm oder einzelne Berge, den Verkehrswegen, der Bewässerung, nach Städten, die daran oder darin liegen usw. Die Betrachtung eines Flusses wird sich gewöhnlich nach folgenden Gesichtspunkten vollziehen: Wo und wie hoch liegen die Quelle und die Mündung? Wie lang ist er? Wie breit mag er an der und der Stelle sein? (Vergleich mit bekannten Flüssen auf der Karte!) Wie ist sein Gefälle? (Ergibt sich aus dem Höhenunterschied von Quelle und Mündung und der Länge.) Hat er ein breites oder enges Tal? Ist er schiffbar? usw. Bei Betrachtung einer Stadt fragen wir etwa: Wo liegt sie? (Am Fluß, am oder im Gebirge, im Tal, auf der Höhe, in der Ebene, an der Grenze.) Wie hoch liegt sie? (in Meter ü. d. M.) Wie groß ist sie ungefähr? (Einwohnerzahl, durch verschieden große und verschieden ausgefüllte Kreise bezeichnet.) Wie weit ist es bis dahin? Hat sie viel Verkehr? (Eisenbahnen, Landstraßen.) Was sagen Sprachen-, Religions-, Klima-, Industrie- usw. Kärtchen von ihr? usw. Kinder werden sich vielleicht auch dafür interessieren, ob es da Gelegenheiten für Schwimm- oder Schneeschuhsport gibt. Auch darauf läßt sich nach der Karte mit einiger Sicherheit schließen.

Zum Schluß wollen wir einmal an einem praktischen Beispiel zeigen — wir müssen uns mit einem begnügen — was man alles aus einer Karte herauslesen kann. Wir haben in der Zeitung gelesen, daß die Stadt Reichenberg zur Hauptstadt Sudetendeutschlands bestimmt worden ist. Wir suchen sie uns im Atlas auf. (Wir benutzen hier den weitverbreiteten Schulatlas von Lange-Diercke, Verlag Westermann.) Wir finden sie auf der Karte Norddeutschland (S. 6—7) in der Nordostecke Böhmens, also etwa in der Mitte des sudetendeutschen Bogens. Sie liegt in einem Tale

zwischen Isergebirge und Lausitzergebirge, nach der Farbe in der Höhenstufe 200—500 Meter, wahrscheinlich näher an 500 Meter, (genau 375 Meter), nördlich von ihr der höchste Berg des Isergebirges, die Tafelfichte, 1120 Meter hoch, aber selbst in der Luftlinie noch etwa 20 Kilometer entfernt, südlich von ihr der Jeschken, 1010 Meter hoch, viel näher an der Stadt (Luftlinie rund 5 Kilometer). Da von der Stadt aus noch 635 Meter zu steigen sind, muß der Aufstieg recht steil sein. Darauf deutet auch die Kegelform des Berges. Die Lage der Stadt zwischen den Gebirgen muß sehr schön sein und ist jedenfalls auch trotz der Höhe recht geschützt. Nach dem Kamm des Isergebirges führen tief einschneidende Täler. Da muß es sich schön wandern (Fremdenverkehr!). Reichenberg liegt an der Neiße, die aber hier noch recht klein sein mag (Nähe der Quelle). Sie fließt von hier aus nach Zittau (natürliche Verbindung nach dem Altreich). Die Einwohnerzahl mag ungefähr der von Bautzen oder Zittau gleichkommen. Wahrscheinlich ist aber die nähere Umgebung dicht bevölkert; denn es liegt nur etwa fünf Kilometer von Reichenberg entfernt die anscheinend gleich große Stadt Gablonz. Unsere Karte zeigt nur eine Eisenbahn (es werden wohl aber mehr sein), die Reichenberg mit Zittau und mit Prag verbindet und auf der Strecke nach Zittau dem Lauf der Neiße folgt (schöne Bahnfahrt!). — Viel ließe sich über Reichenberg noch von den kleinen Kärtchen auf Seite 9, 12, 13 bis 15 über mittlere Jahreswärme, Regenmenge, Bekenntnisse, Bodenbenutzung, Bodenschätze, Industrie usw. ablesen. Wir müssen hier aus Raummangel davon absehen. Und wie viele Einzelheiten würden wir noch finden, wenn wir einen großen Atlas (z. B. Meyers Hausatlas) zur Verfügung hätten! Doch zeigt uns unser Beispiel, daß uns auch ein verhältnismäßig einfacher Atlas, der die Karten in sehr großem Maßstab bringt (die hier benutzte ist im Maßstab 1 : 1250000 gezeichnet), eine Fülle wertvoller Kenntnisse vermitteln kann. Für die meisten Schulkinder und sehr viele Erwachsene werden sie genügen, besonders wenn sie, soweit es notwendig ist (z. B. bei Einwohnerzahlen und Verkehrsverhältnissen) das Lehrbuch oder Nachschlagebuch zur Ergänzung heranziehen. Und nun wollen wir auch im Familienkreise fleißig im Atlas „lesen". Wir werden der Schule auch damit einen Dienst erweisen.

Aufnahme:
F. Baumeister

Im Verhör

Renate schaut zu — Aufnahme: Erica Hertzberg (Mauritius)

Das letzte Jahr vor Schuleintritt

„Ach, wenn der Hans ... die Liesel ... doch schon zur Schule ginge!" seufzt die Mutter. Das Fünfjährige wird ihr allzu lebhaft. Fortwährend fragt es nach allem Möglichen. Ständig muß es unter Aufsicht gehalten werden, damit es keine gefährlichen Streiche unternimmt. Aber es ist das allerletzte Jahr, in dem ihr Kind der Mutter noch ganz allein gehört. Bald ist die Zeit da, in der eine andere Gemeinschaft als die Familie Ansprüche an es stellt. Dann kommt es der Mutter mit leiser Wehmut zum Bewußtsein: „Nur solange die Kinder noch nicht zur Schule gingen, hatte ich sie ganz für mich. Und das war doch die allerschönste Zeit."

Ja, es trägt ein besonderes Gepräge, dieses letzte Jahr vor Schuleintritt. Da ist das Kind „aus dem Gröbsten heraus". Es fängt sogar schon an, ein bißchen verständig zu werden. Es möchte der Mutter helfen und kann auch wirklich schon zu allerlei kleinen Dienstleistungen angestellt werden: es vermag auf ein noch jüngeres Geschwisterchen ein bißchen aufzupassen — das Bewußtsein, mit einem verantwortungsvollen Amt betraut zu sein, bewahrt auch schon ein kleineres Kind vor übermütigen Streichen. Das Fünfjährige kann Stühle und andere niedrige Möbel sauber wischen, beim Säubern des Geschirres helfen, Schuhe blank putzen, Geräte herbeiholen und wegräumen, Blumen begießen und noch manches andere, wenn die Mutter die Geduld aufbringt, es anzulernen. Und sie sollte es tun! Wer schon als kleines Kind anzupacken gelernt hat, entwickelt sich sehr wahrscheinlich zu einem praktischen, geschickten, arbeitsfrohen Menschen. Die Mutter knüpft ein feines, inniges Band zwischen sich und ihrem Kind, wenn es ihr helfen darf. Denn es will das ja, weil es seine Mutter lieb hat. Wird es öfter und ungeduldig zurückgewiesen: „Laß mich in Ruhe ..., ich habe jetzt keine Zeit! ..., das kannst du noch nicht", so zerstört die Mutter im Herzen ihres Kindes manche gute Regung zur Arbeitsfreudigkeit und Hilfsbereitschaft. Sie schüchtert es ein, und etwas von dem liebenden Vertrauen geht dabei verloren. Gerade in diesem letzten Jahr, wo das Kind anfängt, mancherlei zu verstehen und zu durchdenken, sollten die seelischen Beziehungen zwischen ihm und der Mutter ganz besonders vertieft und innig verknüpft werden. Denn nachher, wenn es in die Schule kommt und tagtäglich neuen Eindrücken ausgesetzt ist, beschäftigen sich seine Gedanken nicht mehr so viel mit der Mutter. Hatte es sich aber schon vorher von ihr verstanden gefühlt und viel Güte und Geduld von ihr erfahren, so wird es ihr auch weiterhin in herzlicher, selbstverständlicher Offenheit zugetan bleiben.

Sie kann ihrem Fünfjährigen schon mancherlei erklären und sollte nach Möglichkeit auf seine vielen Fragen eingehen. Wie stark und tief haftet die Erinnerung: „Das habe ich von meiner Mutter gelernt." Solches Gedenken macht auch später noch die Arbeit

lieb. Niemals jedoch tut es gut, wenn einem Kinde schon vorher zu Hause Kenntnisse beigebracht werden, die die Schule lehrt: Buchstabieren und Lesen, Buchstaben kritzeln, Zählen und Rechnen. Nach den heutigen Methoden lernen die Kinder das in der Klasse zusammen mit den andern viel müheloser und fröhlicher, als es daheim geschehen kann. Wenn sie nachher in die Schule kommen und das schon wissen, was ihnen jetzt erst beigebracht werden soll, langweilen sie sich in den Stunden und gewöhnen sich von vornherein an, schlecht aufzupassen. Oder ein hochmütiger Ehrgeiz wacht in ihnen auf. Sie schauen verächtlich auf die „Dümmeren" herab. Aber Buben und Mädel sollen in diesem letzten schulfreien Jahr beobachten und nachdenken lernen, damit sie auf die Schule vorbereitet werden und Lust und Liebe zum Lernen bekommen. Man führt sie hinaus auf die Wiesen, in den Wald, erzählt ihnen vom Wachstum der Pflanzen, vom Leben der Tiere, und auch die Märchen dürfen dabei nicht fehlen; denn die Einbildungskraft will angeregt sein. Zu Hause bekommen die Kinder Blei- und Buntstifte, Papier, Kleb- und Knetstoff, damit sie nach Herzenslust zeichnen und nachbilden können, was sie gesehen haben, oder was ihnen in der Einbildungskraft vorschwebt. Wenn man ihnen etwas zeigt oder erklärt, fügt man gelegentlich hinzu: „Das lernst du nachher noch viel besser und genauer in der Schule." Denn das Kind soll sich auf sie freuen, in dem Vorgefühl, daß dort seiner Wißbegierde reiche Befriedigung zuteil wird. Grundverkehrt ist es, Angst vor dem Kommenden zu wecken: „Na, warte nur, wenn du nachher in der Klasse so viele Stunden still sitzen mußt ... dir wird der Lehrer aber tüchtige Strafe aufbrummen." Kleine Verse und Gedichte bringt man ihnen jetzt schon bei, um das Gedächtnis für späteren Unterricht ein bißchen vorzubilden. Doch mute man ihnen nicht viel Auswendiglernen zu, nicht mehr, als ihnen Spaß macht! Auch ein paar Lieder mit einfachen Melodien sollten sie bei der Mutter singen lernen. Ganz außergewöhnlich musikalische Kinder dürfen schon mit fünf Jahren Klavierstunden bekommen; doch lasse man sich in solchem Falle von einem Musikpädagogen beraten! Schwimmen sollten die Fünf-, ja sogar schon die Vierjährigen lernen, wenn sie kerngesund sind. Aber man darf sie nicht lange Zeit — allerhöchstens zwanzig Minuten — im Wasser lassen und muß sie nachher gut trockenreiben. Erwärmt sich die Haut nach dem Abtrocknen nicht schnell wieder, so ist das ein Anzeichen, daß kühle Bäder schlecht vertragen werden. In dem Fall muß man das Kind zuvor auf andere Weise abhärten und kräftigen und den Schwimmunterricht aufschieben.

Ueber alledem darf nicht vergessen werden, daß ein Fünfjähriges sehr viel spielen soll. Denn das Spiel ist in diesem Alter das natürliche Mittel, die körperlichen und geistigen Kräfte zu entwickeln. Besonders wertvoll sind Spiele im Freien, bei denen das Kind sich lebhaft bewegt und Geschicklichkeit erwirbt: Springen, Herumklettern auf Hängen und niedrigen Bäumen, Ball- und Fangspiele. Nützlich für die Ausbildung des Denkens sind vor allem die Spiele mit Dingen, aus denen erst etwas gemacht werden muß, anstelle fertigen Spielzeugs. Wie schön ist's, wenn Mutti bisweilen mitspielt und etwas nachhilft! Das sind gemeinsame Freuden, die unvergeßlich bleiben.

Anna Herde.

Aufnahme: Baumeister

Nach der Schule

Rückblick und Ausblick – Quelle und Ziel

Von Meta Brix

Am letzten Tage des Jahres haben wir durchaus das Recht zu einer sehr besinnlichen Stunde. Wir tun das auch und schämen uns keineswegs eines empfindsamen Herzens. Dazu gehört, daß uns mit schöner Regelmäßigkeit am Ende des alten und zu Beginn des neuen Jahres einfällt, daß wir eigentlich eine ganze Anzahl Briefe schuldig geblieben sind. Wir haben im Schreibtisch, in den Schubladen gekramt und manches Schreiben gefunden, das ohne Antwort blieb. Ja — manche Verbindungen zu Verwandten und zu Freunden haben ganz aufgehört. Früher hörte man ab und zu voneinander dann sind die Nachrichten seltener geworden. Wessen Schuld? Vielleicht liegt sie bei uns . . .?

Und so tauchen wir also die Feder ein und schreiben an Onkel und Tante und Vetter und Base . . . und siehe da, das Schreiben fällt gar nicht einmal so schwer. Was man sich im Laufe des Jahres hundertmal vorgenommen hatte und doch niemals ausgeführt hat, geht nun ganz hübsch glatt. Ja, es macht richtig Freude!

Ganz von selbst macht es sich, daß die Gedanken dabei in die Vergangenheit zurückgehen. Und wenn man dann mit den Briefen fertig geworden ist, die Umschläge geschrieben wurden und die Marken daraufgeklebt — die man heute auch schon besorgt hatte — ja, dann ist man aber keineswegs mit dieser besinnlichen Stunde fertig. Im Gegenteil. Nun fängt es erst richtig an. Es ist nicht zu sagen, an was man heute alles denken muß. Vielleicht ist es der Name der kleinen Stadt, den man eben auf den Umschlag schrieb und der nun das Bild dieser alten Stadt herbeizaubert. Mit den alten Gassen und Winkeln, den Häusern, die sich bald hoch bald niedrig mit bunten Giebeln zwischen diesen Gassen aufrichten, und mit den alten Kirchen. Aber es kann auch eine Großstadt sein in die unsere Gedanken gehen oder ein Ort in einem fremden Land. Erinnerung kommt und ist da. Diese Stadt, in die unser Brief reist, ist für uns ja nicht eine fremde Stadt. Wir kennen sie, und vielleicht ist sie die Stadt unserer Voreltern gewesen.

Wir wissen jetzt in unseren Tagen wieder von unseren Ahnen. Ich meine jetzt nicht die Familienforscher, die schon seit Geschlechtern Art und Tat ihrer Sippe gewissenhaft aufzeichneten.

Von den neueren Forschern wird es viele geben, die zuerst der Ordnung wegen einem Muß gehorchend, Name und Art der Voreltern feststellten. Das genügte von amtswegen.

Aber siehe da, den neuen Forschern genügte es noch lange nicht. Sie wollten jetzt noch viel mehr von den Voreltern wissen als nur diese nüchternen Zahlen. Sie fingen einen großen Briefwechsel an mit den Kirchenämtern und alten Archiven. Sie benutzten ihre Urlaubszeit und fuhren in die Geburts- und Wohngegenden ihrer Väter und Mütter.

Und nun erkannten sie erst, wieviel menschliches Geschehen und Erleben in vielen alten Rathäusern sehr vieler alter deutscher Städte sehr sauber und ordentlich aufgezeichnet liegt. Da schlägt man einen grauen und verstaubten Band aus dem 16. Jahrhundert auf und sucht in dem sorgsam geführten und mit kleinen, sauberen Buchstaben geschriebenen Register nach dem eigenen Familiennamen. Und siehe da — er ist mehr als einmal vorhanden. Und dann erzählen die eingeschriebenen Protokolle, daß der Vorfahr vielleicht ein sehr ordentlicher und sehr geachteter Bürger der Stadt — vielleicht aber auch ein arger Querkopf war.

Man sieht unter einem dieser Protokolle dann die eigenhändige Unterschrift eines Urgroßvaters, und wenn man mit der Hand ganz leise — mit einem kleinen Druck im Herzen – über diesen Namenszug führt, fühlt man noch die Spuren jenes Sandes, den der Herr Stadtschreiber anno dazumal darüber streute.

Und wenn man sehr viel Glück hat, dann werden solche alten Akten in den Archiven einer alten Stadt von einem Menschen behütet — nicht nur verwaltet, sondern behütet! — der sich seiner Aufgabe inmitten dieser alten Familien- und Stadtgeschichten bewußt ist.

Ich lernte einmal einen solchen Mann kennen. Es war ein kleiner hagerer Mann mit einem stillen Gesicht und stillen Augen, zuerst bis zur Unfreundlichkeit fast verschlossen.

Vielleicht sagten ihm meine Fragen, daß es mir ein inneres Bedürfnis war, in eben dieser alten Stadt alten Spuren nachzugehen. Er wußte gleich um dies und das aus den vergilbten Papieren. Ja, es war beinahe so, als hätte er die Ahnen selbst noch gekannt. Ich fand, was ich suchte, wohlgeordnet und zum Nachschlagen sogleich zur Hand.

Da hatten die alten Straßen in den verflossenen dreihundert Jahren ihre Namen geändert. Es war damals wie heute. Aber die alten Grund- und Hypothekenbücher waren ja da, nach denen man auch heute noch die Häuser auffinden konnte, in denen die Ahnen geboren waren und gelebt hatten.

Es war eine eigenartige Atmosphäre in dem Raum, in dem sich die alten Akten bis hoch zur Decke türmten. Wir sprachen darin nur leise miteinander, unbewußt . . . es ging gar nicht anders. Und als so Bild um Bild einer vergangenen Zeit aufstieg, sagte der Beamte auf einmal so ganz versonnen, daß er bei seinen Arbeiten hier in diesem Raum manchmal das Gefühl

habe, wenn er so ganz allein und still hier arbeite, als stände hinter seinem Stuhl einer der alten Stadtschreiber. Ein grauer Schatten, der nun noch einmal die Aufzeichnungen mitliest, die er vor mehreren hundert Jahren in diese Akten hineingeschrieben hat — mit Buchstaben, so fein und zierlich anzusehen.

Der Beamte sah in diesen anvertrauten Akten auch viel mehr als nur die nüchternen Notizen; er fand so manches zwischen den Zeilen. So zeigte er mir ein ganz altes Geburtsregister. Auf dem ersten und nun schon ganz gelb gewordenen Blatt stand in schön geschwungenen Buchstaben: Viel Kinder, viel Gottessegen! In einer Ecke, halb verborgen vom Heftrand, stand eine Bemerkung, hingeschrieben mit so winzig kleinen Buchstaben, daß man ein Vergrößerungsglas zur Hilfe nehmen mußte. Und diese Eintragung von unbekannter Hand besagte: „Viel Kinder — viel Vaterunser!" Wer weiß, was hinter diesen vier Worten stand . . . es mußte keine Klage sein. Es konnte allein den Ernst und die Verantwortung besagen wollen, die ein solcher Kindersegen neben dem Glück bedeutet.

Guten Morgen Vati

Aufnahme: H. Richter

Wenn man nun die Geschichte einer Familie, der eigenen Familie verfolgt, so wird es wohl in jedem Geschlecht ein Auf und Nieder geben. Da steht man vielleicht auf dem Markt der alten Stadt vor einem großen und schön erhaltenen Patrizierhaus. Der wundervoll geschnitzte Querbalken trägt einen sinnvollen Spruch und den Namen eines Vorfahren. Aber die ruhige Wohlhabenheit verflog wie Spreu im Winde, weil da einer war, der nicht mehr fleißig und ordentlich schaffte wie der Vater.

Aufstieg und Niedergang. Darin findet der Forscher manche Erklärung für Leben und Art später Gekommener. Hier aber findet er auch die große und ernste Mahnung, einem Niedergang immer wieder einen Aufstieg folgen zu lassen.

Dieser Gedanke und dieser Wille soll sich klar herausheben, wenn man in den letzten Stunden eines Jahres aus einem inneren Zwang heraus in Erinnerungen früherer Zeiten versinkt.

Vielleicht fing das alles mit einem Brief an, der zu schreiben war und der geschrieben wurde und der als Bestimmungsort den Namen einer alten deutschen Stadt trug. Dann kramte man in der letzten Stunde des Jahres in alten Bildern und Papieren. Man legt sie nicht gleich wieder zurück und schließt darüber den Deckel . . . man spricht vielmehr im Kreise der Familie darüber. Bild um Bild steigt auf. Aus dem, was das junge Geschlecht zusammentrug und aus dem, was die alten Leute aus eigenem Erleben noch und aus mündlichen Ueberlieferungen her wissen. Das Bild einer Familie.

In solchem Betrachten aller Nebenumstände vergangenen Lebens und der guten und minder guten Entwicklung einer Familie liegt ein sehr tiefer Sinn unserer heutigen Familienforschung.

Und mit der tröstlichen Gewißheit, daß man jeden dunklen Punkt, der etwa das Bild trübt, mit dem Einsatz des eigenen Willens zum Besseren vergessen machen wird, geht man zuversichtlich in das neue Jahr hinein!

Erziehliche Plaudereien

Das Kind will nicht essen

Wenn ein Kind nicht essen will, dann ist es entweder krank, vielleicht auch bereits satt, mag das ihm vorgesetzte Gericht nicht, oder es ist in einer Gemütsstimmung, die der Nahrungsaufnahme zuwiderläuft.

Appetitlosigkeit infolge Erkrankung zeigt gewöhnlich auch sonstige äußerliche Erscheinungen, bei deren Auftreten selbstverständlich der Arzt herbeigezogen werden muß. Kleine Magenverstimmungen kuriert man zu Hause, aber bei längeren Appetitstörungen soll man auch dann mit dem Kind zum Doktor gehen, wenn sonst keine Krankheitsanzeichen vorhanden sind. Meist aber sind es andere Ursachen als Magenverstimmungen.

Ein Kind kommt von der Schule, setzt sich an den Tisch, löffelt ein wenig in der Suppe herum und schiebt schließlich den Teller zurück. Die Mutter erschrickt, fühlt die Stirne und den Puls und läßt sich die Zunge zeigen. Alles in schönster Ordnung, aber das Kind will trotzdem nicht essen. Kein Wunder, wie sich später herausstellt, denn es hat am Weg von der Schule beim Konditor sieben Schnitten gegessen.

Natürlich ist auch, wenn ein Kind keine Eßlust hat, da es zu wenig Bewegung macht. Wo dies der Fall ist, genügen Luft, Licht, Sonne und Spiel im Freien, um dem Kind gleich wieder gesunden Hunger zu verschaffen.

Die verwöhnten Kinder neigen mehr zur Appetitlosigkeit als die normal erzogenen. Die Fehler werden meist schon im frühesten Alter an den Kleinen begangen, indem man ihnen das Essen als eine Gefälligkeit den Erziehern gegenüber oder als sonstige hervorragende Leistung darstellt: „Einen Löffel für Mutti — so, sehr brav — einen Löffel für Vati, und nun noch rasch einen Löffel für Fritzi, und jetzt endlich einen Löffel für den Pipivogel —" usw.

Bei gesunder Lebensweise und vernünftiger Ernährung wird jedes normale Kind zu den Mahlzeiten den richtigen Hunger mitbringen. Bekommt es aber beispielsweise jedesmal seine Leckerbissen, wird es leicht geneigt sein, in den Hungerstreik zu treten, wenn man ihm einmal ein von ihm weniger begehrtes Gericht vorsetzt.

Appetitlosigkeit ist manchmal nicht nur bei uns Erwachsenen eine Angelegenheit der Nerven. Da war zum Beispiel in einem Kindergarten ein dreijähriger, sonst kerngesunder Junge, der den Schwestern schwere Sorgen bereitete, da er nicht essen wollte. Er saß vor seinem Teller, rührte aber die Speisen nicht an. Die Schwester redete ihm gut zu und fütterte ihn mit dem Löffel. Der Kleine schluckte ein paarmal mit Todesverachtung, um nach ein paar Bissen die ganzen nahrhaften Dinge in nicht gerade netter Weise wiederzugeben. Nach vielen anderen Versuchen nahm eine Schwester das Kind einmal in ein anderes Zimmer, setzte dem Jungen den Teller vor und sagte: „Ich gehe jetzt fort und komme lange nicht, aber du sollst erst essen, bis ich wiederkomme." Und als die Schwester nach zehn Minuten vorsichtig zur Tür hereinlugte, war der Teller bereits leer. Nun stellte sich heraus, daß der Kleine nur aus Angst, nicht zugleich mit den andern Kindern mit dem Essen fertig zu werden, in deren Gesellschaft keinen Bissen hinuntergebracht hatte.

Man soll den Kindern Zeit lassen beim Essen und man soll bei Tisch keine unangenehmen Gespräche führen. Wenn das Kind bedrückt ist und keine Eßlust hat, dann sind meist Angst, Zerwürfnisse mit Kameraden, Schulstrafen oder schlechtes Gewissen die Hintergründe. Mit dem Eingreifen der ordnenden elterlichen Hand werden auch gleich die beunruhigten Magennerven des Kindes besänftigt.

Zieht ein Kind ein Mäulchen, weil ihm eine Speise nicht gefällt, mag es aus Launenhaftigkeit nicht essen, oder weil es ihm sonst aus irgendeinem Grund nicht schmeckt, dann zwinge man es nicht, sondern nehme lieber den Teller weg. Auch beim Kind ist Hunger der beste Koch. Elisabeth Urban

Was Hänschen nicht lernt . . .

Es ist nicht so, daß Hans nimmermehr lernt, was er als Hänschen versäumt hat zu lernen. Als Hänschen war der Hans, den ich kenne, durchaus kein Freund von Vokabeln, er ist auch nie hinter den tieferen Sinn grammatischer Regeln gekommen, und in der englischen Stunde hat er die Löschblätter mit Karikaturen geschmückt und eine gelinde Wut auf seinen Lehrer gehabt, der ihn in dieser Beschäftigung störte, weil er ihn mit Deklinationen und Konjugationen quälen wollte. Da er sich aber nicht quälen ließ, zumindest aber in „passiver Resistenz" verharrte, so ist er auch nie ein großes Licht in Englisch gewesen.

Jetzt aber, wo man ihn nicht mehr Hänschen ruft, und er ein richtig ausgewachsener Hans ist, fängt er plötzlich an, wie ein Wilder Vokabeln zu „ochsen" und Grammatik zu „büffeln" und sogar englische Geschäftsbriefe zusammenzubasteln, obwohl es bitteren Schweiß kostet und viel freie Zeit geopfert werden muß; aber er hat Aussicht, in die Korrespondenzabteilung seiner Firma aufgenommen zu werden, weil er als Kaufmann seine Tüchtigkeit bewiesen hat und von seinem Chef geschätzt wird; und die Möglichkeit, weiterzukommen und unter Umständen sein Gehalt aufzubessern, läßt er sich als tüchtiger junger Mann natürlich nicht gern entgehen, und das wird ihm niemand verdenken. Seinen Angehörigen aber erscheint es als ein Wunder, daß er jetzt plötzlich Dinge begreift, für die er als Kind doch so gar kein Interesse besaß.

Damit Kinder lernen, wenn sie noch zu den Hänschen gehören, muß ihnen das Lernen schon etwas schmackhaft gemacht werden. Am besten fährt natürlich derjenige, der sie vergessen macht, daß sie beim Lernen sind, wobei aber gesagt werden muß, daß das nicht bei jeder Sache möglich ist. Zwecklos und überflüssig ist aber auf alle Fälle der Versuch, Lerneifer zu erwecken, indem man den Hänschen mit moralisch erhobenem Zeigefinger ständig die Ermahnung in die Ohren bläst, daß sie nur mit Hilfe des Gelernten später im Leben etwas werden könnten; denn abgesehen davon, daß sie aus Prinzip jeder Ermahnung gegenüber schwerhörig sind, leben die Hänschen so aktiv in der Gegenwart, daß sie sich über die Zukunft vorläufig kein Kopfzerbrechen machen; und wenn ihnen etwas in der Schule zu überflüssig erscheint, so finden sie es durchaus in

der Ordnung, dies Gebiet mit peinlichster Sorgfalt zu vernachlässigen, obwohl Vater und Mutter drohen: „Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr." Es ist ja noch so lange hin, bis man ein Hans wird und alle Dinge ernstnehmen muß.

Dem Hans wird es später oft fühlbar, daß er als Hänschen doch so manches versäumt hat zu lernen, da er aber keiner von denen ist, die ihre Flinte ins Korn werfen, so verbringt er seine Zeit nicht mit Seufzen und Klagen und in wieder mal zu spät gekommener Reue, sondern setzt sich schleunigst hin und holt Versäumtes nach und lernt Neues hinzu. Die doppelte Mühe, die er hat, wird dadurch aufgewogen, daß er jetzt die Notwendigkeit des Lernens einsieht und ein Ziel in greifbarer Nähe hat.

Gewiß, schwer wird es mitunter; denn jetzt muß er nebenbei lernen, während er es als Hänschen „hauptberuflich" tat. Ein bißchen blaß wird er auch vom vielen Ochsen und Büffeln, und Mutter meint es gut mit ihm, wenn sie ihn mit besorgter Miene ermahnt: „Müh' dich nur nicht zu sehr ab, mein Junge; es wird dir doch zu schwer. Du hast schon als Kind kein Interesse für Englisch gehabt." Einen Gefallen hat die besorgte Mutter unserem Hans mit dieser Ermahnung bestimmt nicht getan; er braucht nur öfters an seine Schulzeit erinnert zu werden, während der er in Englisch keine heldenhafte Rolle spielte, und er glaubt selbst daran, daß es für ihn nichts mehr nachzuholen gibt. Die Folge ist, daß er seine Bücher in die Ecke schmeißt, wo sie sicher erst wieder hervorgeholt werden, um als Altpapier Verwendung zu finden. Die Entmutigung ist — wenn auch ohne Absicht — restlos geglückt. Vielleicht wird sich Hans noch so mancher anderer Dinge erinnern, für die er schon als Kind kein Interesse hatte, und die ihm deshalb nach der mütterlichen Logik immer ein Buch mit sieben Siegeln bleiben müssen. Hans wird resignieren und es sich zum Grundsatz machen, den Chancen, die das Leben ihm bietet, feige zu entgehen, weil es ihm Mühe macht, sie auszunützen. Jedes Versagen wird er jetzt mit dem Hinweis zu entschuldigen wissen, daß er schon in der Schule in dieser und jener Sache kein großes Licht gewesen sei.

Dies alles kann ihm aber erspart bleiben, wenn er nicht an die Schwächen seiner Schulzeit erinnert wird. Wenn er als Hans noch in die Bücher guckt und Versäumtes nachholt, dann zeigt er, daß er sich dem Leben gewachsen fühlt und nicht daran denkt, zu kapitulieren, weil er früher manches verbummelte. Vieles läßt sich gutmachen, und wir wollen ihn in seinem Eifer nur bestärken. Die Freude am Erfolg zieht weitere Erfolge nach sich.

Werner Bastine

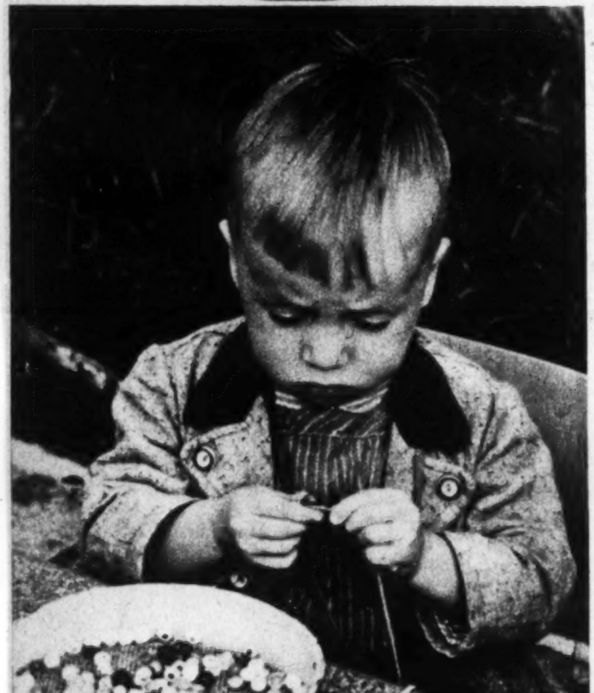
Die lange Tante

Die Tante Schmidt wurde zum Kaffee erwartet, ein älteres und ungewöhnlich langes Fräulein aus der guten alten Zeit mit unverrückbaren Anschauungen. Heute kam sie das Goldkind besichtigen. Sie hatte es über Jahr und Tag nicht gesehen. Sie kam an einem Regentag, und der spiegelnasse Gummimantel und der spitze, hochkrückige Schirm von anno dazumal machten sie noch stattlicher in der Erscheinung. Wie eine Säule stand sie im Korridor und rief, den Mantel aufknöpfend, ein ums andere Mal: „Nein dieses Kind, dieser süße Kopf, hat man solche Locken schon gesehen? Du Engel, du . . ." Hier trat Evi vorsichtig einen Schritt zurück, denn sie befürchtete eine Umarmung von den naßgeregneten Aermeln. „Nein, wo hat sie nur diese blauen Augen her, das Kind muß zum Film. Hier wächst eine deutsche Shirley Temple heran! Nun gib doch Tante mal ein Händchen." Aber Evi gab kein Händchen. Sie verschränkte die Arme auf dem Rücken, maß die große Tante von oben bis unten und sprach dann ernsten Blickes: „Wenn du mal tot bist, du brauchst aber ein langes Grab."

Da es sich bei Tante Schmidt um keine Erbtante handelte, wurde mit dem herzlichen Gelächter nicht hinter dem Berg gehalten. Nur die Mutter war doch leicht verlegen. „Du mußt entschuldigen, Tante Schmidt, sie war neulich das erste Mal mit auf dem Friedhof, so ein Kind hat eben den eigenen Gedankengang." Aber die gute Tante war in der Seele getroffen und verschwand für einige Augenblicke, um ungestört eine Träne fortzuweinen. Da sie aber vergaß, das Badezimmer zuzuriegeln, folgte Evi ihrem Opfer auch dorthin. „Der Badeofen ist ja sogar kleiner als du. Kannst du dir nicht ein Stück abschneiden?" Tante Schmidt zerrte bestürzt die Dose aus dem Pompadour und fing sich heftig an zu pudern. Nun trat Evi einen Schritt näher: „Ach laß man, wenn du dann tot bist, hast du ja das ganze Gesichte voll Erde." Gottlob, rief die Mutter, der Kaffee sei eingeschenkt.

Tante Schmidt blieb heute nur eine Stunde, sonst blieb sie immer drei. Beim Fortgehen sagte sie: „An diesem Kinde werdet ihr noch Ueberraschungen erleben, das prophezeie ich euch schon jetzt." Schwang den spitzen Schirm mit der vergoldeten Krücke und verschwand. — Tante Schmidtens Weissagung von damals erfüllt sich Tag für Tag.

Annemarie Hering



Früher war es einmal so: Weil der Mann gar nichts oder wenig verdiente, mußte die Frau versuchen, irgendwo außerhalb ihrer Familie einen Arbeitsplatz zu finden, um den Lebensunterhalt der Ihren bestreiten oder ergänzen zu können.

Heute versucht die Wirtschaft aller Gattungen aus den Reihen der verheirateten Frauen die Zahl der benötigten weiblichen Arbeitskräfte zu ergänzen. Die Lebensinteressen eines Staates und eines Volkes verlangen es, daß im Augenblick die Verwirklichung eines Ideals außer acht gelassen wird, das die Wirksamkeit der verheirateten Frau einzig und allein auf die Familie beschränkt sehen möchte.

Während also früher einmal die Ehefrau und Mutter als Arbeiterin in den Betrieben ein Zeichen wirtschaftlichen Niederganges und materieller Not war, ist sie heute ein Beweis dafür, in welchem Maße die Arbeitslosigkeit überwunden und die Wirtschaft zu unvorstellbarer Blüte geführt wurde.

Eine Frage aber ist die gleiche geblieben: Wer betreut die Kleinkinder der Mutter, die sich in die Front der Erzeugungsschlacht gestellt haben?

Seit Fröbel vor hundert Jahren den Kindergarten schuf, seit von privater Seite oder aus öffentlichen Mitteln allenthalben Kindergärten eingerichtet wurden, und seit sich vor allem die NS.-Volkswohlfahrt diesem Zweig sozialer Fürsorge gewidmet und die Verwaltung bestehender und die Gründung neuer Kindergärten übernommen hat, ist die Beantwortung der Frage nicht schwer: Der Kindergarten nimmt

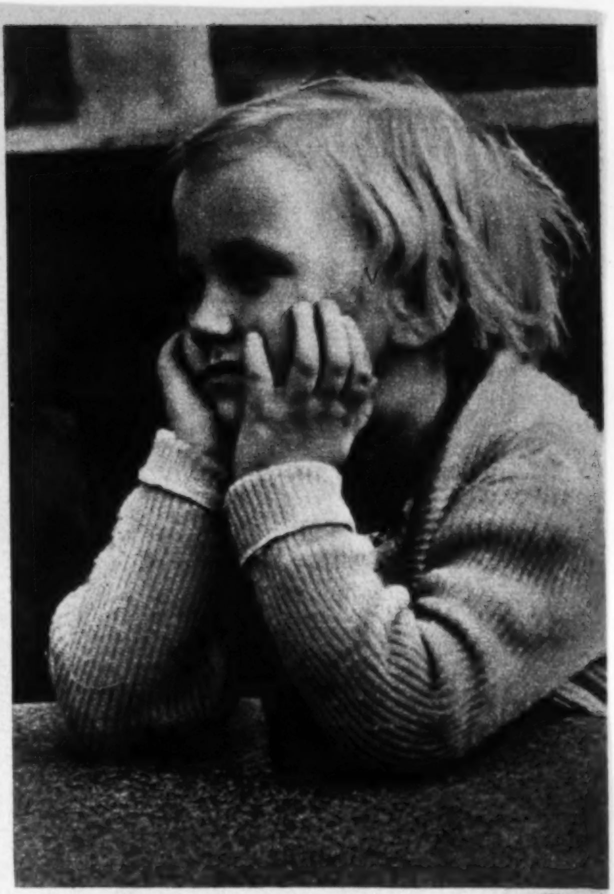
…rten-Kinderland

Aufnahmen: Dr. Weskamp und Annelise Schulze

der berufstätigen Mutter die Sorge un ihre Lieblinge ab. War er früher einmal in erster Linie dazu geschaffen, noch nicht schulpflichtige Kinder, die in armen oder ungeeigneten Häuslichkeiten aufwuchsen, zu betreuen, also Dienst an materiell Bedürftigen oder irgendwie gefährdeten Kindern und Familien zu verrichten, erfüllt er heute eine Aufgabe, die weit umfassender ist und auch im Rahmen unseres wirtschaftlichen Wiederaufbaues oder Aufstieges gesehen werden muß.

Kindergärten sind heute nicht mehr nur eine Sache für ganz Arme, die ihrer bedürfen, und auch nicht nur für ganz Reiche, die sie sich leisten können, — denn es gab ja auch private Kindergärten, die aus den Beiträgen der beteiligten, meist wohlhabenden Familien unterhalten wurden — sondern eine Einrichtung für **alle** Kreise unseres Volkes. **So** werden sie von der NSV. angesehen und deren Bestreben geht dahin, sie zu einer „Volksgemeinschaft der Kleinen" zu machen und möglichst alle Volksgenossen zu veranlassen, ihre Kleinen in die Kindergärten zu schicken.

Ja — wie sich die Dinge im neuen Staate wandeln! Aus einer Einrichtung, die privater Fürsorge entsprach, und deren sich die hier schon öfter erwähnte und in ihrem letzten Grunde nicht immer ganz selbstlose „Wohltätigkeit" der früheren Gesellschaft bemächtigt hatte, und die nur auf einen verhältnismäßig kleinen Kreis von Menschen ausgerichtet war, ist durch Verbreiterung ihrer Grundlage und Vertiefung ihrer Aufgabe ein Werk geworden, das der Erziehung zur Volksgemeinschaft dient und der Volksschule, der HJ., dem Arbeits- und dem Wehrdienst an die Seite gestellt werden kann.



Schon das Kleinkind soll sich in der Gemeinschaft sehen und sich in die Gemeinschaft einfügen lernen. Es soll in ihm der Gedanke, ein Einzelwesen zu sein, das vom Schicksal irgendwie benachteiligt oder ausgezeichnet wurde, gar nicht erst Platz greifen; von frühester Kindheit an sieht es sich von Kameraden umgeben, deren Kreis es stört, wenn es auf die Erfüllung von Sonderwünschen pocht oder ungezogen ist, und

deren Freuden es vergrößert, wenn es sein Ich zurückstellt. So den Kindergarten betrachtet, wird es wohl keinen Vater und keine Mutter mehr geben, die sich ernstlich als seine Gegner bekennen. Weder die Befürchtung, die „anderen Kinder" könnten auf den Sohn oder die Tochter aus gutem Hause einen schlechten Einfluß ausüben, noch die Bedenken, der Kindergarten mit seiner Fülle vorbildlicher Einrichtungen könne in dem ärmeren Kind Ansprüche auf Dinge und Lebensgewohnheiten erwecken, die ihm die Eltern daheim nicht zu erfüllen vermögen, werden einsichtige Eltern, d. h. solche, die ihrerseits die Volksgemeinschaft nicht bloß als eine schöne Sache für „andere" ansehen, davon abhalten, ihr Kind der Obhut eines Kindergartens anzuvertrauen.

Ein Kindergarten bedeutet „*Sonnenland für unsere Kleinen*" und diese von dem Besuch eines Kindergartens fernzuhalten, heißt ihr Leben ärmer und — ihren Lebensweg schwieriger machen. Spielend im wörtlichsten Sinne werden sie im Kindergarten zur Gemeinschaft erzogen. Und was im Kindergarten lachend, tanzend und singend in das kleine Menschlein an Gemeinschaftsgeist gepflanzt wurde, braucht ihm die strengere Schule, brauchen ihm die straffe HJ., der noch straffere Arbeits- und Wehrdienst und das harte Leben nicht erst anzuerziehen.

„*Freude*" steht über der Pforte jeden Kindergartens geschrieben; *Freude* ist in ihm Ziel und Weg zugleich.

Schon der Name ist Freude. Man hat früher einmal auch die Bezeichnung „Spielschule" oder auch „Kleinkinderbewahranstalt" anwenden oder einbürgern wollen; das gesunde Empfinden hat sich aber weder mit der „Schule" noch mit der „Anstalt" befreunden können, sondern ist ganz von selber wieder auf die herrliche Bezeichnung „Kindergarten" gekommen.

Garten, in dem die kleinen Menschenpflänzlein gepflegt und behütet werden; Garten, der ein Erinnern an heitere Blumen u. dgl. wachruft, aber immer vordringlichst an eine ganz individuelle Betreuung des Einzelnen durch eine sorgende, fachkundige Hand, die auch

einmal, wenn es sein muß, zur Schere greift, wenn irgendwo ein Zweiglein gar zu ungebärdig emporschießen und dem Nachbarn Licht und Luft nehmen will.

Kindergarten — kein schöneres Wort konnte für diese Stätte gefunden werden, an welcher durch innerlich für die hohe Aufgabe berufene Frauen, den werdenden Menschen die Welt erschlossen und gedeutet wird, wo ihr Herz und ihr Gemüt bereichert, ihre Phantasie angeregt, ihre Gestaltungskraft gelenkt und gefördert wird, wo das Kind durch die Gemeinschaft zur Gemeinschaft erzogen, wo ihm Anstand und gute Sitte gelehrt wird, aber auch über aller Führung nicht vergessen wird, das Kind daran zu gewöhnen, selbständig mit den Dingen um sich herum fertig zu werden.

Das Spiel ist das Mittel zu alledem; ganz darf und soll sich das Kind ihm „als seiner natürlichen Arbeit" hingeben; eine höhere Einsicht steuert es unbemerkt an der müßigen Spielerei vorbei hin zu dem vorgewollten Erziehungszweck.

Ganz unbesorgt darf *die* Mutter, die tagsüber einen Pflichtenkreis außerhalb der Familie ausfüllt, darf *die* Mutter, die oft nicht weiß, was sie mit ihren Kindern beginnen soll, darf *die* Mutter, die ihr Kind bewußt frühzeitig zur Gemeinschaft führen will, kurz: dürfen alle Mütter ihr Kind dem Kindergarten und damit den Händen freundlicher Kindergärtnerinnen oder aufopfernder Schwestern anvertrauen. Ein *Kinderparadies* hat man oft die Kindergärten genannt...

19. Fortsetzung

„Also so", zeterte sie empört, „da hat man also gearbeitet all die Jahre hindurch, und es ist nicht geachtet worden. Da hat man für Zeisigs Personal die Wäsche mitgewaschen und sich das gute seidene Kleid gekauft, den guten Wintermantel, und was hat Mutter dazu gesagt? Hat sie es anerkannt? Ja, Kuchen, sie hat schief und höhnisch darauf hingesehen und ihr zu wissen gegeben: „Das ist auch man bloß soso, das ist mit Waschen für fremde Leute verdient, aber das hat in unserer Familie nie jemand nötig gehabt, nie, da waren wir viel zu stolz und aufrecht." Aber dafür hatte sie sich bereits gerächt. Sie hatte zurückwissen lassen: „Wenn Hermann zu Hause nicht immer so betrogen worden wäre, dann hätte es Hermanns Frau nicht nötig gehabt, für fremde Leute Wäsche zu waschen. Es können eben nicht alle Frauen so fein hergehen wie Lehrersfrauen oder Doktorsfrauen."

Ja, damit hatte sie sich gerächt, aber Rache genügt nicht. Rache sättigt nie vollkommen, und man meint immer, der Schimpf vorher sei viel größer gewesen als die kleine Rache nachher. Man muß sich noch ein paar mal mehr rächen, das ganze Leben lang muß man sich rächen, und selbst dann genügt es nicht. Diese Meinung sprach sie nicht aus, denn Hermann guckte so sonderbar ruhig und anständig auf sie hin, aber sie ließ die volle, ganze Meinung aus den Augen sprechen. Leider gab Hermann nicht Antwort. Er pfiff und pfiff andauernd seine blödsinnigen, lange hinhaltenden Dauerpfiffe. Sie fühlte sich beunruhigt, „im Rücken angegriffen", wie sie sagte und redete unverlangt sehr viel, stets dasselbe, um ihre Meinung zu begründen. Sie hantierte dabei am Herde, daß es krachte und klapperte, denn Arbeit ist Arbeit, und als sie eine Weile lang geredet hatte, wandte sie sich um, um zu fragen: „Und ist das nun nicht wahr?" Da war er gar nicht mehr da und hatte sie also in die leere Luft hineinreden lassen.

Er hatte sie in die leere Luft hineinreden lassen, weil es ihm das Herz schwer machte, seine Anna so reden zu hören und so gehässig gucken zu sehen. Er hatte keine Lust, heute noch etwas anzufassen. Zu Söttje ging er nicht, wenn er auch vor der Ladentür stockte. Er ging vorüber und nahm lieber den Weg zu Vater Kahle. Mit seinen schweren, langsamen, zuversichtlichen Schritten ging er durch die Straßen und wunderte sich nur, wie bedrückend kostbar und erinnerungsreich ihm heute die Stadt vorkam. Noch nie hatte er an so etwas gedacht, aber nun dachte er: Hier lebt man nun, und ein großes Stück Leben ist schon herum. Er war mal ein Junge gewesen, aber nun war er richtig ein Mann.

„Anna ist genau so", sagte er abgemattet zu Kahle. Das war das Wort, das er inwendig gefühlt hatte, ohne es finden zu können. Nun war es heraus, und er freute sich mit einem sonderbaren Verwundern. Er sah Kahle ins alte, lederne Gesicht, in die ewig unruhigen, forschen Augen und fühlte sich hier bei dem Alten geborgen. An den Kampfer war er so gewöhnt, daß er fast aufatmete, als er den Kampfer hier wieder roch.

„Vater Kahle", fragte er, „was machen wir nun? Man kann doch gegen Frauen nichts machen. Oder doch?"

Der Alte hatte am Tisch gesessen, diesmal als moderner Geschäftsmann vor den Büchern, und nun legte er zunächst die Nickelbrille weg, stand langsam auf und sah den Mann da vor ihm mit Mißachtung an.

„Anna ist wie deine Mutter", sagte er, „und du bist wie dein Vater. Das mache man weiter."

Er schnaubte sich dröhnend die Nase, spie sorgfältig aus, überlegte und strengte sich redlich an, aber nein, ein Mittel fand er nicht, denn es wäre eine schlechte Altersversorgung, Lina und Anna zwangsweise zusammenzubringen. Eine schöne Wut hatte er, nichts als Wut, aber Wut konnte er gebrauchen, denn Wut prickelt, und was ist das Leben, wenn es nicht irgendwo, irgendwie aufregend prickelt? Einstweilen schimpfte er. Auf die Weiber, die gehirnlosen Weiber. Denn was schaffen sie? Nichts als Scherereí schaffen sie. Und die Männer sollen es wegmachen.

„Und dabei, den Platz habt ihr", rief er jammernd aus. „Ihr könntet so schön zusammenrücken. Es sind fünf Stuben bei euch, und eine Küche braucht deine Mutter nicht."

„Dann steht sie in Annas Küche", sprach Hermann verzagt.

„Dann steht der eine Deibel beim andern!"

„Und dann, wenn Anna doch eben durchaus nicht will, Herr Kahle?"

„Du mußt mich nicht unterbrechen", rief Kahle, der schon längst wieder hin und her lief, die Hände hinten unter dem Rockschoß. „Immerzu unterbrichst du mich, und gerade jetzt wäre mir etwas eingefallen, das fühle ich." Er lohte auf, schwörend und vergrimmt. „Und mir f ä l l t auch was ein. Sicher fällt mir etwas ein. Und wenn es in der Kegelbahn ist, aber unter bringe ich sie. Eine Kegelbahn wäre nicht so schlecht", sinnierte er. „Da geht es bullerig und kullerig zu, und öfter mal bumst es. Das ist gut für deine Mutter, das paßt zu ihr. Grinse nicht so", verbot er. „Du denkst schon wieder, Kahle macht es, Kahle macht alles, und du selber brauchst bloß zu warten, bis das Ei hingelegt ist. Heute weiß ich aber noch gar nichts. Mir fällt nichts ein. Du hast mich sehr gestört."

Er begann wieder zu marschieren.

„Muß man sich darum nun den Kopf zerbrechen? Oh, sie könnte es gerne mal kennenlernen, ich gönne es ihr. Nicht für immer, aber für Wochen sechs oder sieben, wie das ist, als Mieter hübsch klein und niedlich zu sein und den Mund zu halten. Aber da ist dein Vater, und Oskar hat das nicht verdient, und ich glaube, er hängt an ihr."

Er setzte hinzu: „Was freilich kein Mensch begreifen kann!"

Ja, da mag man noch so viele Pfeifen rauchen und Prisen schnupfen zwischendurch, man findet das Ende nicht. Wie kann ein Mensch auch mit Erfolg nachdenken, wenn immerzu einer dabeisteht, störend groß und dick, und guckt einem Löcher in den Rücken, sobald man an ihm vorbeimarschiert ist? So kann das nichts werden. Er ließ nur durchblicken, daß er natürlich eine Idee habe, aber diese Idee — —

„Eine Idee habe ich i m m e r", biß er.

Diese Idee, die ist nur noch nicht reif.

„Vorläufig kannst du erst mal nach Hause gehen."

Hermann ging wieder fort, und der Alte kam seiner Idee durch emsige Stubenmärsche langsam näher. Am nächsten Tage schritt er zum Werke. Es gehörte zu der Idee, daß er sich den besseren Anzug hervorsuchte und ihn lange bürstete, auch die Stiefel wurden gewichst, und einen neuen Kragen band er sich um, wobei er mordswütend vor sich hinschimpfte, während ihm doch das alte, jugendliche Herz freudige Hupfer vormachte. Trotzdem. Für solchen Drachen wie Lina sich solche Mühe zu machen! Für solchen Lumpen wie den Lehrer, den Rektor — Guten Morgen, Herr Rektor — sich noch schön machen, schön wie ein Affe! Oh, du kriegst die Wut, Kahle, du kriegst sie, oder du hast sie schon. Er schmiß die Tür zu, daß es knallte und ging mit Schnellschritten durch die Stadt zur neuen Siedlung.

Schon das blanke Messingschild „Mellenbeck" regte ihn auf, und er mußte rasch vorher noch einmal in den Kies spucken. Die Frau Lehrer öffnete ihm, guckte ihn falsch an aus ihren finsteren Katzenaugen mit den schwarzen Borsten darüber und wollte in ihrer Bissigkeit durchaus wissen, wer er sei und was er wünsche. Die kannte ihn also nicht einmal, aber sie würde ihn bald kennengelernt haben. In der Diele mußte er warten, und dann kam der Lehrer in einer Hausjoppe mit Hirschhornknöpfen. Der Lehrer prallte zurück, der alte Mann zuckte zusammen. Sie sahen sich beide nur an, der Lehrer mit zusammengepreßten Lippen, und der Alte mit einem Blick, wie ihn Wölfe haben, die nach der Kehle suchen. Das Gespräch verlief für beide so, daß sie Genaues darüber nie hätten angeben können. Dafür war viel zu viel rotschillernde Wut in ihnen, zuviel Leid und Hassen. Kahle sagte etwas, das er gar nicht im Sinn gehabt hatte. Er hatte den Lehrer nur um einen monatlichen Zuschuß angehen wollen, aber nun, da ihm der Gehaßte gegenüberstand und ihm absichtlich keinen Stuhl anbot und ihn auf den alten, dürren Beinchen stehen und müde werden ließ und ihn noch dazu andauernd mit den Blicken umlief und umspielte, als könnte ein Dolchstoß kommen, da kam die Erleuchtung über den Alten. Er verlangte, der Lehrer sollte die betagten mittellosen Eltern zu sich ins Haus nehmen. Ein Unsinn, natürlich, denn in den vier Zimmern hatte der Lehrer gerade selber Raum, das sah sogar Kahle, aber nun stellte er dieses Ansinnen kalt, dumm, treuherzig und urböse. Beim Lehrer wieder verhinderte das schlechte Gewissen jedes ruhige Denken.

„Eher hänge ich mich auf", rief er, „ich hänge mich auf, aber das gibt es nicht!"

Kahle stand hohl und blaß da und wußte nicht, daß er mit dem Kopfe nickte und wohl ein dutzendmal vor sich hinsprach:

„Sie sind ja wunderschön! Sie sind ja ein feiner Herr Sohn! Das sieht Ihnen mächtig ähnlich! Das habe ich mir lange gedacht! Das habe ich doch gewußt!"

Und lauter solche Sachen, die kein Mensch erdenkt, sondern die aus dem ganzen Sein herausdringen wie Gas aus den Kissen.

„Das ist ja herrlich; das müssen Sie mal Ihren Kindern in der Schule erzählen beim vierten Gebot."

Plötzlich schrie er mit überfallender Stimme: „Guten Morgen, Herr Rektor!"

Als eine ganz besonders feine Rache fiel ihm ein, die Haustür nicht zuzumachen. Sie stand offen, von der Straße her fiel die Sonne herein, und der Lehrer mußte hinter ihm hergehen bis an die Gartenpforte und beide Türen selber schließen. Der Lehrer stand wie betäubt im Türrahmen und starrte dem gefährlichen Männlein nach, das sich mitten auf der Straße verbeugte, tief hinab, und allergehorsamst und ergeben.

„Guten Morgen, Herr Rektor!"

In diesem Augenblick wußte er, daß er einen Fehler begangen hatte. Er wußte es nicht deutlich, er sah die Wege und Bahnen noch nicht, aber er fühlte es, und dieses Gefühl rann ihm den Rücken hinab.

„Herr Kahle", wollte er rufen, aber die Stimme versagte den Dienst. Mit schmerzenden Augen sah er dem Alten nach, der schon rannte, um so bald wie möglich, so oft wie möglich und so laut wie möglich diesen Tag auszubeuten. So eilig, so freudig und gierig stürmt nur jemand los, wenn er einen Klumpen Goldes oder einen Eisblock Hasses retten will. Lehrer Mellenbeck wußte gut, daß er nie im Leben Glück gehabt hatte, nie Glück haben würde, und als nun Sophie ihn gar noch fragend ansah, untertänig und zugleich verstockt, schnitt er ihr eine Grimasse der Wut, warf die Tür zu und ging in sein Arbeitszimmer zurück. In seinem Hirn erstanden jetzt fürbittend rechtend lauter Zahlen. Dreißig Mark im Monat wollte und konnte er geben, fünfunddreißig, vierzig, Herr Kahle! Ich kann sie aber unmöglich hier aufnehmen, es geht nicht, ich kann nicht, Herr Kahle! Aber nicht dies hatte er gesagt, sondern andere Dinge, die unendlich unheilvoll werden mußten.

Der Haß bedient uns schlecht.

Eben dies sagte Hermann Mellenbeck am Abend zu Anna.

„Was hast du nun davon?" fragte er sie.

Es war in der schönen Abendstunde. In der Küche roch es nach Bratkartoffeln, Anna tat trotzig aus bösem Herzen Zwiebeln hinzu, und wenn nicht diese traurigen, schweren Dinge dazwischengestanden hätten, so würde jetzt Hermann bei solchen Zwiebeln, die sich schon bräunten, mit der Junge geschnalzt haben. Das ganz Kleine schlief so niedlich, es hatte die Fäustchen ineinandergekrallt und pustete die Luft in schwerer Arbeit durch das süße, brave Mündchen. Otto, der „Große", hatte sein Holzpferd mit ins Bett genommen. Genau so hatte auch er, der jetzige Vater, einst im Bettchen gelegen, und sicher war er eine Freude gewesen für Vater und Mutter. Er hatte nie gutgetan. Mutter wollte sicher auch ihm das Beste gönnen, aber er war ein fauler, verstockter Bengel gewesen. Man weiß erst, was Eltern und Kinder sind, wenn man selbst Kinder hat. Er zog sich langsam die Arbeitsstiefel aus und ärgerte sich. Er war sonst am Abend immer zufrieden und wohl in seiner Haut, nun aber schien eine Serie von schlechten Tagen losgehen zu wollen. Da schmecken selbst Bratkartoffeln mit Zwiebeln nicht, auch das Bier schmeckt nicht.

„Trinkst du denn gar nicht?" fragte Anna.

„Nee", sagte er unwirsch, „es schmeckt mir nicht."

Und dann sah er Anna an und regte sich auf. Solche schweren, großen Menschen regen sich ungern auf, sie fürchten sich vor der eigenen Stärke, sie wissen zu gut, daß sie alles nur heftig abmachen können. Auch Anna war eine breite, schwere Frau, nicht sehr sanft, obwohl sie gut und recht war. Wenn das einen Zank gab, dann konnte es ihn grausen.

„Es ist wegen der Eltern", sagte er, und nun ging es nicht mehr zurück. Er bekam Angst. Es war nicht Angst vor Anna, sondern eine andere, dunkel in der Ferne stehende Angst, und da nun faßte er in letzter Not mit seiner Pranke nach Annas Handgelenk das rund und mollig auf dem Tische ruhte. Er sah seine Frau bitter an.

„Du mußt das ja wissen", sagte er. „Wenn du deinen Haß nun sättigen willst, dann sättige ihn, vielleicht wird dir wohler. Wenn ich dann über die Straße gehe und sehe meine alte Mutter im Umschlagetuch so hinkriechen mit hohlen Backen vor lauter Wehleidigkeit, dann kann ich vielleicht froh und vergnügt nach Hause kommen und Bratkartoffeln essen hier bei dir."

Anna war bleich zusammengezuckt. Und nun hatte es ihn, eine brüllende Wut über den Schmerz und den ewigen Schaden überkam ihn. Er sah schon, was kommen würde. Ein verpfuschtes Leben, reich an Zank und Streit, und alles nur, weil Frauen ...

„Dann bist du noch schlimmer als Mutter", rief er aus, „denn Mutter ist krank hier oben, das nimmt man nicht für voll. Aber du bist gesund, du bist jung. Und Mutter ist alt. Ich habe gedacht, du bist ein gutes, verständiges Weib, wo man sich hinlegen kann, die Augen zu und ganz still dabei, und alles ist gut. Aber wenn du so bist, so . . .?!?".

„Hermann", rief sie. Nicht laut, aber es durchdrang ihn.

„Und unsere eigenen Kinder", wütete er. „Ach was, geh weg. Nein, geh weg, Anna. Du sollst mich loslassen; du läßt mich jetzt los! Mir wird schon schlecht."

Er stand auf und ließ den Wasserhahn angehen. Mit großen Schlucken trank er das kühle Wasser. Das war besser als alles, was Söttje zu geben hatte. Aber es grauste ihn, an Anna solche Sachen zu finden, und er wagte nicht, an die nächsten paar Jahre auch nur zu denken.

„Ich hatte gedacht", würgte er, „da lebt man nun, da schafft man nun, und dann geht das so, immer heiter, immer weiter, und nun wird so etwas daraus. Dann wird es also mit dir genau wie mit Mutter."

„Aber Hermann, du redest . . .!"

Sie war ihm nachgegangen, die Hände ringend, und wagte kein Wort.

„Geh doch bloß weg von der Wasserleitung", flehte sie. „Mir wird ja Angst."

Er sah nun, was er jetzt sah.

„Das kommt dann alles zur richtigen Zeit", stöhnte er und fand bei näheren Zusehen immer neue Schrecknisse. „Das laß man unsere eigenen Kinder mit ansehen. Die lernen es dann bei dir. Die wissen dann gleich, wie sie es machen müssen, wenn wir selber mal alt werden."

Er sah sich schon alt. Groß, lang, knochig, aber krumm und klapperig.

„Aber was du da redest", jammerte sie. „Was du redest!"

Ihr Hermann, ihr Mann, immer so munter und zuversichtlich sonst, immer vergnügt und ohne Sorgen, und nun stand das Ungetüm von Mann vor der Wasserleitung, barmte und flennte schon fast und sagte ihr solche klobigen Sachen, daß es eine Angst war für sie und eine Scham außerdem.

„Was redest du bloß", heulte sie. „Das ist doch alles abgemacht und gut. Das habe ich doch immer nicht anders gewollt. Die kommen hierher, deine Eltern, Hermann, die sollen ja kommen. Und . . . und . . . Ich weiß nicht, was du bloß willst. Du mußt richtig krank sein, da du mir solche Wörter sagst, und sagst, ich bin ein Biest."

„Nee?" staunte er verblüfft, denn wie denn? Hatte ihm da einer einen Hieb auf den Kopf gegeben? Wie kann man die Wörter so schnell im Munde herumdrehen? Was?

„Du stehst hier", weinte sie, „und die Kartoffeln werden kalt. Setze dich bloß hin, ja!"

Es flog und zitterte in ihr. Ohne zu überlegen, regierte sie ihn schon wieder. Es war doch Wonne, zu regieren. Er aß verdattert seine Kartoffeln und schämte sich. Seine mächtigen Hände faßten die Gabel, er aß, und dabei schwitzte er vor Glück. Sie ließ ihn essen, denn beim Essen wird nicht gesprochen, und in der ganzen Zeit drückte sie den fliegenden Atem tief nieder in die dicke Brust und suchte sich tapfer an die Dinge zu gewöhnen, die kommen würden. Spät am Abend, als sie miteinander zu Bett lagen und bald schlafen wollten, sagte er in einem taperigen Versuch der Rechtfertigung: „Es ist ja gar nicht Gutheit, Anna; das verlangt kein Mensch von dir; es ist bloß . . . es ist bloß so."

Eine Erklärung, die alles ohne Rest erklärte. Dann kann man also wieder beisammen sein, Mann und Frau, Vater und Mutter. Die Kinder schlafen dicht dabei, man hört die lieben kleinen Atemzüge, die man sowieso schon überwacht seit der ersten Geburt, mit Liebe, mit Freude, mit Bangen, mit Sorge, mit Zufriedenheit, und morgen ist ein neuer Tag. Morgen wird wieder gelebt, gearbeitet, geschafft, und man sieht sich, fühlt sich, weiß sich. Es ist gar nicht die Gutheit, durchaus nicht, es ist bloß . . . es ist bloß so. Ja, er ist dumm, Hermann, er ist so dumm, daß man die Wut kriegen kann, überall ist er schafsdusselig gutmütig, aber zuletzt hat er wohl recht. Nur, fuhr sie erwachend hoch, mitten in dunkler Nacht, nur darf er es nie wissen, denn was wird werden, wenn er nicht mehr regiert wird? Und sie heulte still beglückt vor sich hin.

Aber mit Mutter Mellenbeck, da soll Gott mir beistehen. Das muß Gott wohl, denn gut kann das nur ausgehen mit Gottes Hilfe persönlich.

*

Das war nun das Leben. Die Gärtnerei und das Haus, das schöne, in langen Jahren durch lauter Erlebnisse vertraut gewordene alte Haus unter dem Lindenbaum, das gehörte jetzt einem Fremden, der es vor dem Notar erworben hatte, mißtrauisch und schlau nach Fallstricken schauend, hartherzig prüfend und immer nur von den Mängeln redend. Vater Mellenbeck ging nie dorthin, außer in den Abendstunden, wenn er allein fortkonnte, ohne daß es auffiel, und dann stand er wie ein Kranker drei Häuser weit ab von dem, was einst sein eigen gewesen war. Er atmete stark und erregt im Hinschauen auf den Frevel, auf das Neumodische, auf das Geldgierige, das er da sah. Alles war so gekommen, wie er es vorausgesehen hatte. Die Haustür war gestrichen worden, die alten Holzplanken am Gitter waren abgerissen worden, ein schrecklicher Drahtzaun aus weißlichem Nickeldraht umschloß jetzt das liebe, gewohnte Grün, und die meisten Büsche waren weg. Der Neue machte es nicht mit Obst und Gemüse, sondern vorwiegend mit Blumen, mit Kranzbinderei. Einen festgezimmerten Stand am Friedhof hatte der Neue ja auch. Es war schmerzlich, daß man ihn dort einmal vorübertragen würde. Geld würde man noch bezahlen müssen für die Blumen, die er auf den Sarg bekam.

Und da schämte er sich, da ging er wieder, es war genug gewesen für heut.

Zu Hause hungerte er schon nach Kahle. Das war der treueste Mensch, den er je gekannt hatte. Hermann war gut, Anna war auch nicht zu berufen, sie gab sich friedlich, und die Kinder machten oft Spaß, aber der eigentliche Kern war doch Kahle. Schon allein das klappernde Hinschütten der Dominosteine. Und heute war es nur ein unschuldiges kleines Geneck, wenn Kahle anfragte: „Na, Lina, gibst du es zu?" Lina sagte nur noch „Ach was!" Und Kahle meckerte dann in sich hinein. Der alte Gärtner schüttelte den Kopf über seinen Freund Kahle. Immer rennen, immer noch was zu rennen hat der Mann, und dabei war er sogar um ein Jahr älter. Aber freilich hatte Kahle nie so schwer zu arbeiten gehabt und hatte sein Haus und sein Land nicht hergeben müssen.

„Siehst du, Franz," bewies er es ihm, „darum weißt du gar nicht, wie das ist."

Vor den Abenden, an denen Franziskus kam, lag jedesmal der lange Tag. Er ging dann gern in den Keller, hackte Holz klein für die nächsten Tage, oder er gärtnerte ein bißchen auf dem kleinen Stück Land, das zum Hause gehörte. Er grub langsam um, prüfte im Traum verloren das Erdreich, mischte seine besonderen Zutaten hinein und setzte Stück für Stück die Pflanzen ein. Er konnte auch gut den Zaun in Ordnung bringen, mal anstreichen, denn Farbe kostete nichts, Farbe brachte Hermann abends von Zeisig mit, übriggebliebene. Uebrigbleiben, das ist nicht klauen, verwahrte sich Hermann groß ehrlich. Das ist erlaubt, das kann Herr Zeisig ruhig wissen, das kann er. Und wenn von selber nichts übrigbleibt, dann legt man es so hin und teilt es so ein, daß es nachher gerade übriggeblieben ist."

„Wie ist das nun, Herr Zeisig? Kann ich das nicht kriegen, Herr Zeisig?"

Das fragt man so, ganz beiläufig. Und dann sagt Zeisig: „Ach Gott, wenn es weiter nichts ist? Da brauchen Sie gar nicht zu fragen. Nehmen Sie es mit, wenn Sie es brauchen können."

So ist Zeisig.

„Und wird er dich denn nie jagen, Hermann? Das ist doch alles bloß kündbar!"

„Der jagt mich nicht, Vater. Der ist froh, daß er mich hat, und außerdem sparen wir doch, Anna und ich."

Der Vater sagte: „Wenn wir mal weg sind, Hermann, sollst du alles haben, was übrig ist. Bis jetzt sind es noch beinahe viertausend, und ich habe geschworen, daß Mutter da nicht herankommt. Das ist für dich allein, hörst du? Aber nur für dich. Die andern, die brauchen es nicht. Dir haben wir immer zu wenig gegeben, das hat mir oft schon leid getan."

„Das laß man gut sein, Vater", sagte der Große und trampelte mit seinen großen Füßen verlegen hin und her. „Das ist alles egal, das . . . das gibt sich."

Seine Hauptsorge war, daß Anna und Mutter in Frieden so lange hausten, bis Mutters Zeit um war. Das war das einzige Schwere in seinem Leben, und davon geschah es, daß er manchmal die Arbeit vergaß und vor sich hinguckte ins Blaue. Es wurde manches liebe Mal heimlich gewispert und geflüstert, wenn die Alten oben in den Betten lagen und er und Anna unten noch zu tun hatten. Er stand dann meist am Herd und fettete die Stiefel ein für morgen, hätte auch gern gepfiffen dabei, aber er wagte nicht zu pfeifen, denn Anna hatte wieder einmal kurze, hastige Bewegungen an sich und redete nicht.

„Sieh mal", sagte er, „Mutter hilft dir doch manches Mal ganz schön. Sie paßt auf die Kinder auf und ob das Essen kocht, und du kannst jetzt viel leichter los in die Stadt."

Das war nun dumm, das hätte er nicht sagen sollen, denn nun hatte er die Unterhaltung eröffnet, und Anna hatte das Wort. Gott behüte, wenn eine Frau das Wort hat.

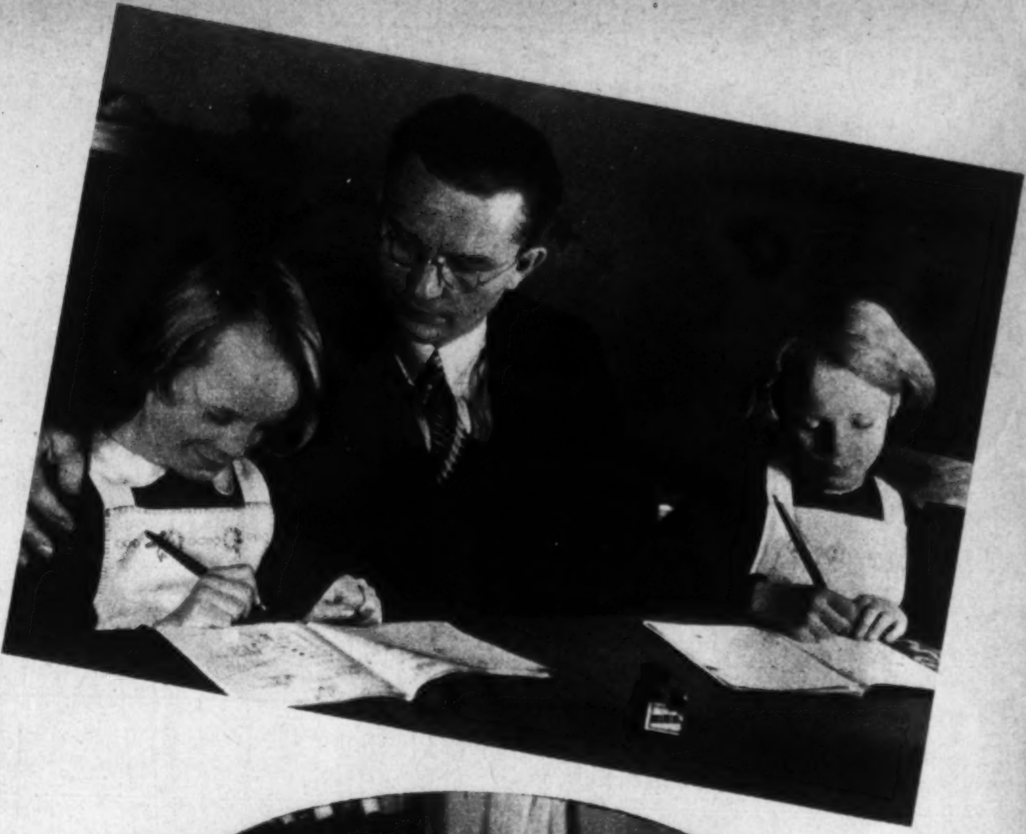
Er ließ ihr das Wort so lange, wie es ihr gut tat und nötig war zur Gesundheit, und das nahm viel Zeit fort. Es sollte auch alles stimmen, er stritt ihr das gar nicht ab.

(Fortsetzung folgt.)

Die Vierlinge von Beuthen

Die Zwillingsforschung hat sich in den letzten Jahren zu einem der wichtigsten Gebiete der Erbkunde entwickelt. Bei eineiigen Zwillingen kann der Forscher verhältnismäßig leicht feststellen, welche Eigenschaften Erbanlagen sind und welche die Umwelt bewirkt haben, da bei ihnen das Erbgut völlig übereinstimmt.

Bei den Vierlingen von Beuthen handelt es sich um zwei eineiige Zwillingspärchen. Sie sind paarweise aber sehr verschieden voneinander und sehen sich kaum ähnlich. Viktoria und Edeltraut sind rein äußerlich viel größer als Maria und Anneliese. Sie haben eine frische Hautfarbe, braune Augen, dunkelblondes Haar und sehen dem Vater ähnlich, während die beiden Jüngeren hellblondes Haar, helle Hautfarbe und Sommersprossen haben und der Mutter ähnlicher sind. Merkwürdigerweise stimmt ihre geistige Haltung mit dem anderen Elternteil als mit dem, dem sie äußerlich ähnlich sind, überein. So sind Anneliese und Maria geistig rege, beschäftigen sich lieber mit dem Vater und stöbern zu gern in Märchenbüchern herum. Edeltraut und Maria dagegen helfen lieber der Mutter und folgen dem Unterricht nicht mit dem gleichen Interesse wie die beiden Kleineren.



Aufnahme: Schulze-Mauritius

Der Nähkorb

Manchmal können Kinder sehr stören. Da sitzt man so recht gemütlich und still und stopft Strümpfe. Man geht seinen Gedanken nach und träumt ein wenig. Eine Weile geht das ganz gut, aber plötzlich erschienen die Kinder und wollen dies und jenes und langweilen sich und es heißt: „Mutti, spiel mit uns!" Mit der Ruhe ist es vorbei, und die paar Augenblicke, in denen man sich, Strümpfe stopfend, erholen wollte, scheinen gefährdet. Scheinen nur, denn es kommt hier auf das pädagogische Geschick der Mutter an. Wenn sie jetzt anfängt, die Kinder zu ermahnen, sie fortzuschicken, dann ist es aus, dann hat sie ihre Ruhe für die nächste Zeit verloren. Neulich beobachtete ich eine Mutter. Müde und abgespannt saß sie stopfend am Tisch, vor ihr der Stopf- und Nähkorb, in dem es, wie üblich bei solchen Körben, wie Kraut und Rüben aussah. Um sie herum standen ihre beiden Mädel, die waren grad auf dem Quängelstandpunkt angelangt. Da hatte Mutter einen guten Einfall: „Wollt ihr nicht einmal meinen Nähkorb aufräumen?" war alles, was sie sagte. Die Kinder waren begeistert. Sofort wurde alles ausgekippt, und dann ging es los. Die Knöpfe wurden sortiert (Kinder ordnen und sortieren nämlich sehr gern). Sie lernen dabei eine ganze Menge unterscheiden und Gleiches zu Gleichem ordnen. Unbewußt schult sich da die Beobachtungsgabe, der Formen- und Farbensinn. Ich habe bewundert, wie die Kinder sich zu helfen wußten. Fehlte ihnen etwas, wo hinein sie die Knöpfe tun konnten, fiel der Großen ein, daß doch Vaters alte Zigarettenschachteln sich gut dafür eigneten. Sie gingen auf die Suche nach den Schachteln und fanden und beklebten sie auch noch hübsch, weil sie ihnen so nicht gefielen. Wieviel eigene Initiative entwickelten die beiden Kleinen. Mutter schaute ab und zu einmal auf die Kinder. Die Stecknadeln wurden alle in die Nadelkissen gesteckt. Zwischendurch entstand mit den Strümpfen ein lustiges Spiel. Kleine Kasperle treiben Unfug. Zusammengeknotete Strümpfe über die Händchen gezogen, sind herrliche Kasperlepuppen. Als Mutter ihre Strümpfe fertig gestopft hatte, stand der Nähkorb hübsch aufgeräumt vor ihr und die Kinder hatten sich köstlich amüsiert und, ohne daß sie es gemerkt hatten, eine ganze Menge dazugelernt.

Ursula Scherz.

Vertrauen ist der beste Arzt

Von Anni Weber

Hat das Kind von kleinauf erfahren, daß es sich auf Mutters Worte fest verlassen kann, so gibt es kaum etwas in dem jungen Dasein, was man nicht mit ernster Liebe erreichen könnte. — Wieviel Angst und Nervenerschütterung würde Kindern täglich erspart bleiben, wenn die Mutter von kleinauf vertrauenswürdig mit ihnen umginge. Aber da wird allerlei vorgemacht vom bösen Mann, der das Kind holen wird, vom Onkel Doktor, der ihm arg weh tun wird und von der Schule, wo das Kind „schon sehen" wird. Wie traurig dann für so ein mißhandeltes Geschöpf, wenn es beim Erscheinen des Arztes erst an Händen und Füßen geknebelt werden muß, ehe dieser auch nur einen Einblick gewinnen, geschweige denn einen Eingriff vornehmen kann. Wie schädlich sind solche Quälereien für das kleine Herz!

So braucht es nicht zu sein. — Wenn mein Kleines mich fragt: „Tut Zahnausziehen weh?", so antworte ich ihm, daß es sehr weh tun kann, wenn man den kranken Zahn zu lange im Munde behält, daß es aber nicht weh tut, wenn der Zahn sich nicht erst entzündet hat, so daß eine Einspritzung möglich ist. „Uebrigens darfst du das nächste Mal dabei sein, wenn ich mir einen Zahn ausziehen lasse." Dabei sieht mein Kind nun selbst, wie wenig schlimm die Prozedur ist, vor der es sich Angst machte, lernt den Zahnarzt als einen freundlichen „Onkel" kennen und geht mit 5 Jahren schon allein zu ihm.

Aber oft geht es ohne Schmerzen und Unannehmlichkeiten im Leben nicht ab. Mißbrauche ich nun ein einziges Mal den Glauben meines Kindes an mich aus Bequemlichkeit, so habe ich sein rückhaltloses Vertrauen für den Ernstfall verloren. — Meinem neunjährigen Mädchen stand eine Operation bevor. Welcher Schreck in ihren Augen, als sie begriff, was der Arzt für nötig hielt. Da bedurfte es all meines Einflusses, sie zu überzeugen, daß sie von dem tiefen Schnitt nichts spüren würde. Die Unannehmlichkeiten der Narkose wollte sie gern tragen. Wie gut, wenn die Mutter in solch ernstem Fall ihrem Kind sagen kann: „Du weißt, daß ich dir noch niemals etwas vorgemacht habe, und du weißt, daß ich dir auch diesmal die Wahrheit sage."

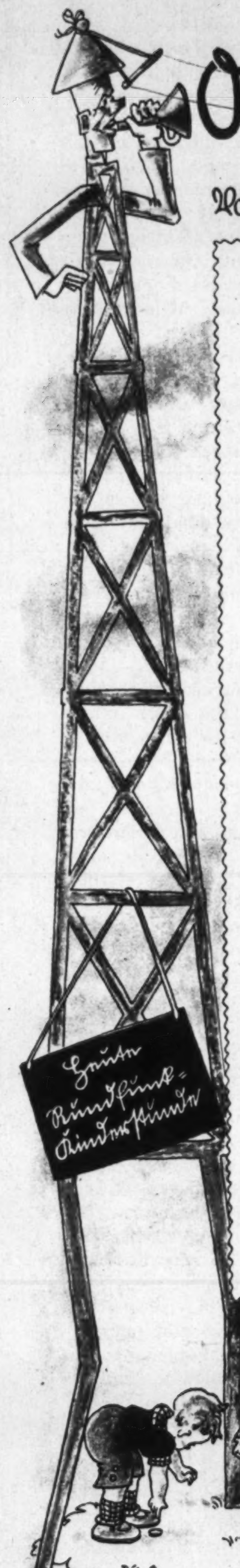
Auch die unvermeidlichen Kinderkrankheiten sind ihrer Schrecken fast beraubt, wo ein inniges Kindervertrauen herrscht. Wir alle, auch die Aerzte, haben meist die Kinderkrankheiten so wenig mehr aus eigener Erfahrung in Erinnerung, daß wir den typischen Begleiterscheinungen bei dem kleinen Patienten oft ratlos gegenüberstehen. Ich sah eine Mutter, die früher Gouvernante gewesen war, ihre zwölfjährige Tochter anfahren, als diese bei einem Keuchhustenanfall starren Auges beide Arme in die Luft warf: „Beherrsch dich doch!" — Ach, wie sehr wünschte ich dieser Mutter damals einen Keuchhusten!

Ich hatte das Glück, erst mit meinen Kindern gemeinsam Keuchhusten zu bekommen und habe am eigenen Leibe wieder und wieder Methoden zur Erleichterung der quälenden Anfälle ausprobieren können. Da der Keuchhusten unser einhalbjähriges Baby offensichtlich bei weitem weniger angriff als uns Große, so wurde mir klar, daß als erschwerendes Moment bei uns die Erstickungsangst hinzu kam, die einen beim ersten vergeblichen Aushusten des zähen Schleims anfällt. So machte ich uns zunächst zur Beruhigung der Nerven und des ohnehin stark beanspruchten Herzens klar, daß noch niemand am Stickhusten wirklich erstickt ist. Da aber der vier- bis fünfmalige Ansatz mit hörbarem Lufteinziehen entsetzlich quälend ist, so versuchte ich, beim geringsten Anzeichen eines Anfalles am offenen Fenster einmal so tief wie möglich Luft einzuholen. Dieser Atemzug vorher wirkt unmittelbar beruhigend und gibt zugleich die Möglichkeit, mit einem einzigen kräftigen Ansatz den Schleimpfropf aus der Luftröhre los zu werden, den der gewohnheitsmäßige flachere Atemzug nicht herausbringt. Ich übte meine Kinder in dieser Weise ein paar Mal, und da sie mir vertrauten, kamen wir bald zum Ziel und haben unter dem Keuchhusten kaum mehr gelitten.

Besitzt aber eine Mutter nicht das unbedingte Vertrauen ihrer Kinder, so mag sie in einem Ernstfalle wie diesem mit Menschen- und mit Engelszungen reden, es wird ihr nichts nützen. Es muß schon so sein zwischen Mutter und Kind wie zwischen Tell und seinem Knaben, als jener den Apfelschuß tat.

Achtung! Hier ist die Rundfunk-Kinderstunde

Von Erwin Jäkel Zeichnung: H. Ollonge



Hans, Paul, Jochen, Annemarie und Brigitte saßen im Zimmer. Gespielt hatten sie. »Und was tun wir nun?« fragte Brigitte. »Halt – ich weiß es«, rief Jochen, und rasch lief er in die Küche, holte einen Kaffeetrichter, stellte sich hin und rief: »Achtung, Achtung – hier ist die Rundfunk-Kinderstube! Alle legen sich auf den Rücken und strampeln wie ein Käfer mit Händen und Beinen! –

Nun fassen wir in der Rückenlage mit den Armen unter die Knie, ziehen unsere Beine an und schaukeln auf dem Rücken zehnmal vor und zurück. – Legt euch auf den Bauch und beugt die Knie, so daß ihr mit den Händen die Sohlen umfassen könnt, und schaukelt, indem ihr den Rücken hohl macht, wie ein Schaukelpferd auf und nieder – zehnmal – aber nehmt die Nase hoch. – Aufstehen! Jedes Kind faltet die Hände, damit die Arme einen Ring bilden. Wer kann nun mit dem linken Bein hindurchsteigen, ohne daß der Ring platzt? – Und nun geht's um die Wette: links hineinsteigen, zurück – rechts hinein, zurück – und wer zuerst fertig ist, hebt seine Arme mit gefalteten Händen hoch und stellt sich dabei auf die Zehen. – Jetzt wird auch das Korn gedroschen, das der Bauer erntete. Linkes Bein leicht vorstellen. Mit beiden Händen faßt ihr den Dreschflegel und schwingt ihn an der rechten Körperseite rückwärts aufwärts und schlagt dann auf das Korn – wupp – einen – Wupp! Zehnmal rechts schlagen, zehnmal links schlagen, dann müßt ihr aber das rechte Bein vorstellen. – Nun lauft mal wie die Zwerge – kauert euch, und so geht es zweimal im Zimmer herum – tripp-trapp-tripp-trapp. – Und nun noch zwei Runden Affengang: Wir laufen auf allen vieren mit steifen Beinen. Manchmal humpelt unser Hund, der Karo, auf drei Beinen. So wollen auch wir noch zwei Runden hinken. Jetzt läuten die Glocken. Grätschstellung – mit beiden Händen fassen wir das Glockenseil – ganz hoch recken wir uns dabei, und nun ziehen wir das Seil herab – bis tief in die Kniebeuge gehen wir – bim-bam-bim-bam – zehnmal ziehen wir so am Glockenstrang. Zum Schluß noch eine Aufgabe: stellt euch mit dem Rücken an die Wand – die Hacken stoßen auch an – neben euren Füßen liegt ein Groschen. Wer hebt ihn auf, ohne dabei umzukippen oder die Füße zu verrücken? – – Achtung, Achtung! Unsere Kinderturnstunde ist zu Ende. Auf Wiederhören am Donnerstagnachmittag!« »Ja, ja«, riefen Brigitte und die anderen, da kommen wir bestimmt wieder!«

Ihr doch auch?

Was können unsere Kinder werden?

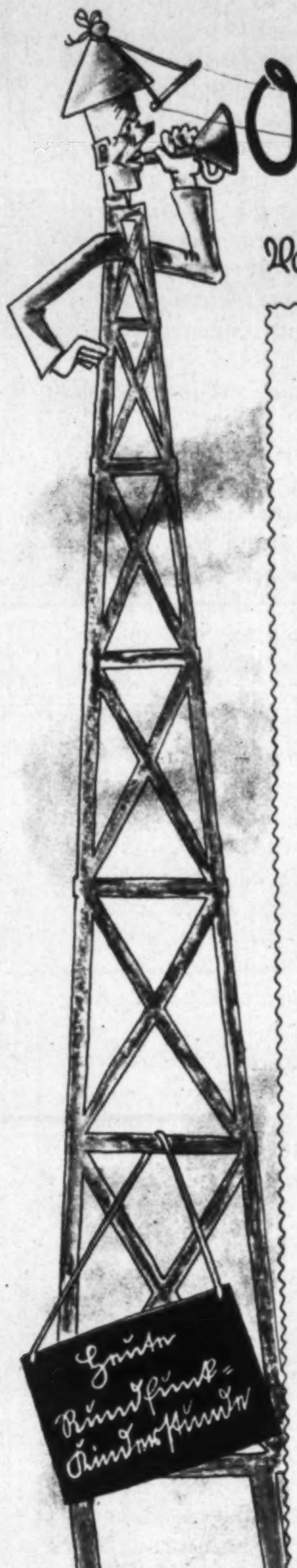
Die Apothekerin

In der Zeitschrift „Die Frau am Werk", dem Blatt der berufstätigen deutschen Frauen, hat kürzlich die Hauptschriftleiterin Alice Rilke darauf hingewiesen, daß der Aufbau und Ausbau des Dritten Reiches uns vor ganz neue Aufgaben der Berufslenkung gestellt hat. Wehrmacht und Arbeitsdienst, aber auch die Formationen der Partei, SS., SA. und NSKK. beanspruchen zum Aufbau und zur dauernden Ergänzung ihres ständigen Führerkorps eine sehr große Zahl von Männern; die Entwicklung der Technik und die Motorisierung des Verkehrs, die ja Hand in Hand gehen, haben zur Voraussetzung den ständig wachsenden Einsatz männlicher Arbeitskräfte: von Ingenieuren und Betriebskaufleuten, von Facharbeitern aller Art. Hinter dem derzeitigen allgemeinen Mangel an Arbeitskräften überhaupt, der zum Teil in dem notwendigen raschen Ausbau der Landesverteidigung seine vorübergehende Ursache hat, wird ein chronischer Mangel an männlichen Arbeitskräften sichtbar, der bedingt ist durch die großen neuen Gebiete der Betätigung, die die Militarisierung, Politisierung und Technifizierung den tüchtigen jungen Männern erschlossen hat. Würde sich der männliche Nachwuchs nicht von sich aus diesen ausschließlich männlichen Berufen in genügender Zahl zuwenden, so müßte es Aufgabe der staatlichen Berufslenkung sein, ihn diesen Berufen zuzuführen. Wer aber füllt die Lücken, die auf diese Weise in allen übrigen bisher von den Männern ausschließlich oder vorzugsweise ausgeübten Berufen entstehen? **Die deutsche Frau muß nachrücken!** Nachdem man einige Zeit geglaubt hatte, die Frau auf die typisch weiblichen Berufe beschränken zu müssen, um genügend Arbeitsgelegenheit für die Männer zu haben, ist man heute zu der Einsicht gekommen, daß in einem politisch und wirtschaftlich gesundeten Deutschland soviel Arbeit zu leisten ist, daß kein Arbeitswilliger um einen Arbeitsplatz Sorge zu haben braucht. Noch mehr: wir wissen heute, daß wir es uns gar nicht leisten können, die Arbeitskraft gesunder Volksgenossen, ob Männer oder Frauen, unausgenutzt brach liegen zu lassen. Wir können es uns nicht leisten, weil wir ein aufstrebendes Volk sind und weil wir durch Arbeitsfleiß ersetzen müssen, was uns im Vergleich zu anderen Völkern an natürlichem Reichtum versagt ist.

Es ist deshalb heute eine selbstverständliche Pflicht, daß jedes junge Mädchen, aber auch jede noch rüstige Frau, die nicht durch mütterliche Pflichten voll beansprucht ist, ihre Arbeitskraft der Volksgemeinschaft zur Verfügung stellt. Die Meldepflicht aller noch nicht berufstätigen Jugendlichen bei den Arbeitsämtern, die Wiedereinstellung vieler aus dem Erwerbsleben ausgeschiedener Ehefrauen, der Aufruf der Reichsfrauenführerin zum Sozialen Frauenhilfsdienst, das alles sind Maßnahmen, die dazu helfen sollen, die genügende Zahl von Frauen zur Bewältigung unserer wirtschaftlichen und kulturellen Aufgaben zu gewinnen.

Achtung! Hier ist die Rundfunk-Kinderstunde

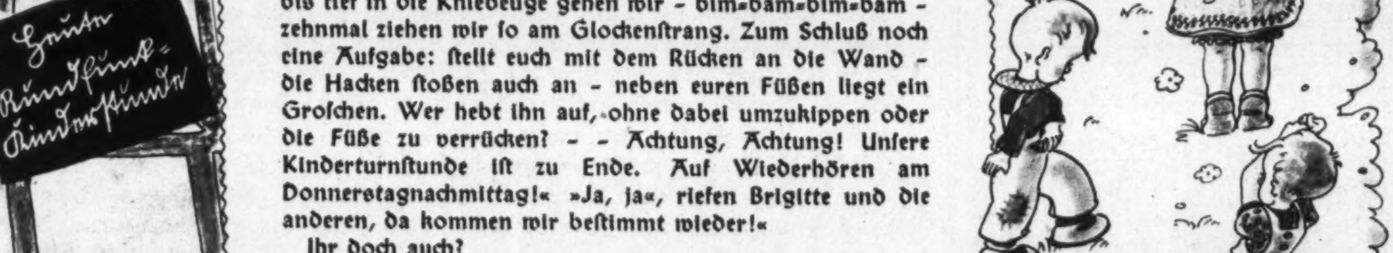
Von Erwin Jäckel   Zeichnung: W. Allonge



Hans, Paul, Jochen, Annemarie und Brigitte saßen im Zimmer. Gespielt hatten sie. »Und was tun wir nun?« fragte Brigitte. »Halt – ich weiß es«, rief Jochen, und rasch lief er in die Küche, holte einen Kaffeetrichter, stellte sich hin und rief: »Achtung, Achtung – hier ist die Rundfunk-Kinderstube! Alle legen sich auf den Rücken und strampeln wie ein Käfer mit Händen und Beinen! –

Nun fassen wir in der Rückenlage mit den Armen unter die Knie, ziehen unsere Beine an und schaukeln auf dem Rücken zehnmal vor und zurück. – Legt euch auf den Bauch und beugt die Knie, so daß ihr mit den Händen die Sohlen umfassen könnt, und schaukelt, indem ihr den Rücken hohl macht, wie ein Schaukelpferd auf und nieder – zehnmal – aber nehmt die Nase hoch. – Aufstehen! Jedes Kind faltet die Hände, damit die Arme einen Ring bilden. Wer kann nun mit dem linken Bein hindurchsteigen, ohne daß der Ring platzt? – Und nun geht's um die Wette: links hineinsteigen, zurück – rechts hinein, zurück – und wer zuerst fertig ist, hebt seine Arme mit gefalteten Händen hoch und stellt sich dabei auf die Zehen. – Jetzt wird auch das Korn gedroschen, das der Bauer erntete. Linkes Bein leicht vorstellen. Mit beiden Händen faßt ihr den Dreschflegel und schwingt ihn an der rechten Körperseite rückwärts aufwärts und schlagt dann auf das Korn – wupp – einen – Wupp! Zehnmal rechts schlagen, zehnmal links schlagen, dann müßt ihr aber das rechte Bein vorstellen. – Nun lauft mal wie die Zwerge – kauert euch, und so geht es zweimal im Zimmer herum – tripp-trapp-tripp-trapp. – Und nun noch zwei Runden Affengang: Wir laufen auf allen vieren mit steifen Beinen. Manchmal humpelt unser Hund, der Karo, auf drei Beinen. So wollen auch wir noch zwei Runden hinken. Jetzt läuten die Glocken. Grätschstellung – mit beiden Händen fassen wir das Glockenseil – ganz hoch recken wir uns dabei, und nun ziehen wir das Seil herab – bis tief in die Kniebeuge gehen wir – bim-bam-bim-bam – zehnmal ziehen wir so am Glockenstrang. Zum Schluß noch eine Aufgabe: stellt euch mit dem Rücken an die Wand – die Hacken stoßen auch an – neben euren Füßen liegt ein Groschen. Wer hebt ihn auf, ohne dabei umzukippen oder die Füße zu verrücken? – – Achtung, Achtung! Unsere Kinderturnstunde ist zu Ende. Auf Wiederhören am Donnerstagnachmittag!« »Ja, ja«, riefen Brigitte und die anderen, da kommen wir bestimmt wieder!«

Ihr doch auch?

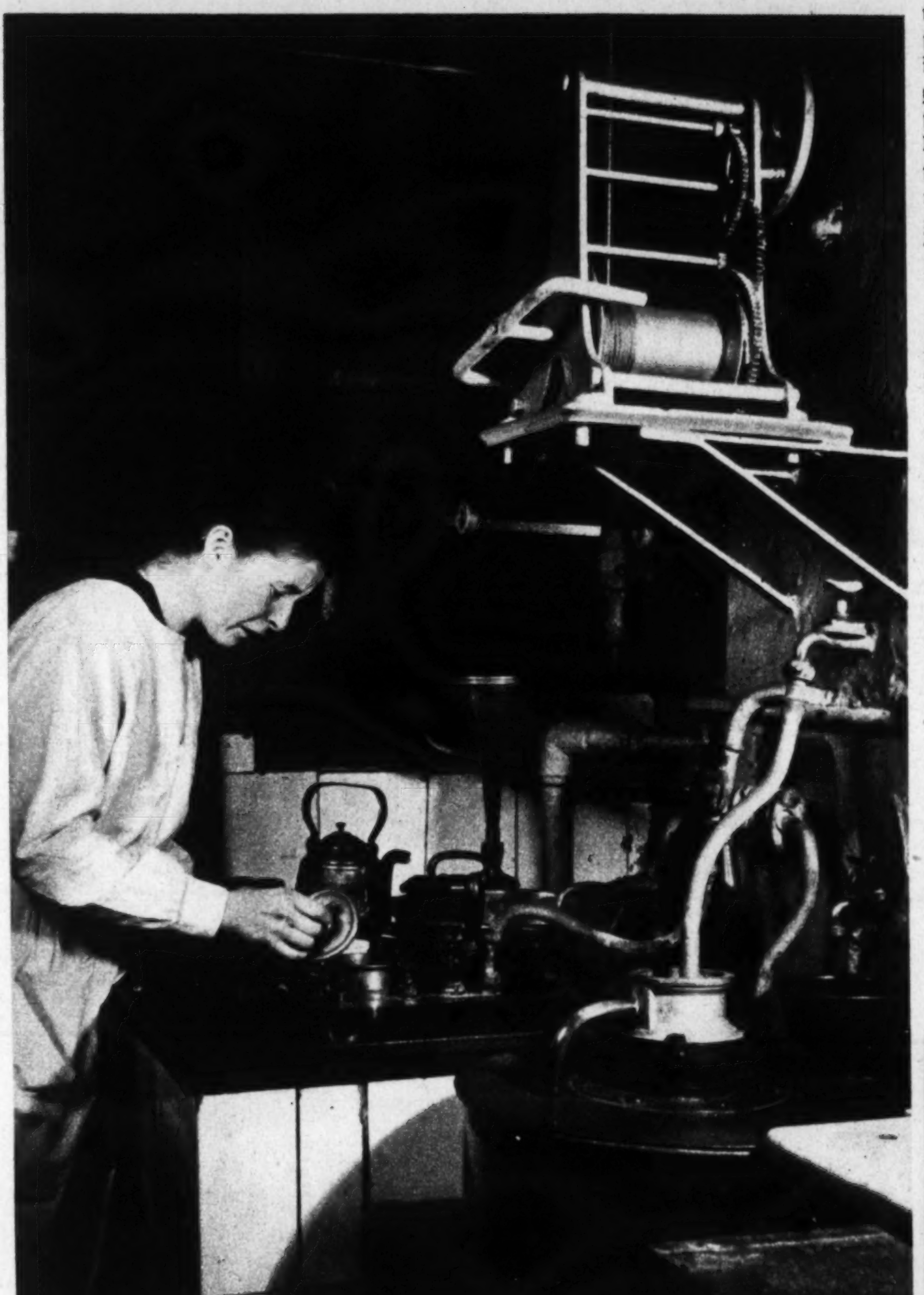


Was können unsere Kinder werden?

Die Apothekerin

In der Zeitschrift „Die Frau am Werk", dem Blatt der berufstätigen deutschen Frauen, hat kürzlich die Hauptschriftleiterin Alice Rilke darauf hingewiesen, daß der Aufbau und Ausbau des Dritten Reiches uns vor ganz neue Aufgaben der Berufslenkung gestellt hat. Wehrmacht und Arbeitsdienst, aber auch die Formationen der Partei, SS., SA. und NSKK. beanspruchen zum Aufbau und zur dauernden Ergänzung ihres ständigen Führerkorps eine sehr große Zahl von Männern; die Entwicklung der Technik und die Motorisierung des Verkehrs, die ja Hand in Hand gehen, haben zur Voraussetzung den ständig wachsenden Einsatz männlicher Arbeitskräfte: von Ingenieuren und Betriebskaufleuten, von Facharbeitern aller Art. Hinter dem derzeitigen allgemeinen Mangel an Arbeitskräften überhaupt, der zum Teil in dem notwendigen raschen Ausbau der Landesverteidigung seine vorübergehende Ursache hat, wird ein chronischer Mangel an männlichen Arbeitskräften sichtbar, der bedingt ist durch die großen neuen Gebiete der Betätigung, die die Militarisierung, Politisierung und Technifizierung den tüchtigen jungen Männern erschlossen hat. Würde sich der männliche Nachwuchs nicht von sich aus diesen ausschließlich männlichen Berufen in genügender Zahl zuwenden, so müßte es Aufgabe der staatlichen Berufslenkung sein, ihn diesen Berufen zuzuführen. Wer aber füllt die Lücken, die auf diese Weise in allen übrigen bisher von den Männern ausschließlich oder vorzugsweise ausgeübten Berufen entstehen? *Die deutsche Frau muß nachrücken!* Nachdem man einige Zeit geglaubt hatte, die Frau auf die typisch weiblichen Berufe beschränken zu müssen, um genügend Arbeitsgelegenheit für die Männer zu haben, ist man heute zu der Einsicht gekommen, daß in einem politisch und wirtschaftlich gesundeten Deutschland soviel Arbeit zu leisten ist, daß kein Arbeitswilliger um einen Arbeitsplatz Sorge zu haben braucht. Noch mehr: wir wissen heute, daß wir es uns gar nicht leisten können, die Arbeitskraft gesunder Volksgenossen, ob Männer oder Frauen, unausgenutzt brach liegen zu lassen. Wir können es uns nicht leisten, weil wir ein aufstrebendes Volk sind und weil wir durch Arbeitsfleiß ersetzen müssen, was uns im Vergleich zu anderen Völkern an natürlichem Reichtum versagt ist.

Es ist deshalb heute eine selbstverständliche Pflicht, daß jedes junge Mädchen, aber auch jede noch rüstige Frau, die nicht durch mütterliche Pflichten voll beansprucht ist, ihre Arbeitskraft der Volksgemeinschaft zur Verfügung stellt. Die Meldepflicht aller noch nicht berufstätigen Jugendlichen bei den Arbeitsämtern, die Wiedereinstellung vieler aus dem Erwerbsleben ausgeschiedener Ehefrauen, der Aufruf der Reichsfrauenführerin zum Sozialen Frauenhilfsdienst, das alles sind Maßnahmen, die dazu helfen sollen, die genügende Zahl von Frauen zur Bewältigung unserer wirtschaftlichen und kulturellen Aufgaben zu gewinnen.



In der „Giftküche" des Apothekers

Zwischen den beiden Bereichen der ausschließlich männlichen und der ausgesprochen weiblichen Berufe erstreckt sich die breite Zone der Berufe, die sowohl von Männern wie von Frauen ausgeübt werden können. Diese Berufe erfordern entweder überhaupt keine Fähigkeiten oder Eigenschaften, die einem Geschlecht vorzugsweise eigen sind, wie z. B. eine große Fülle von angelernten Berufen in der Industrie (Packer, Anleger, Dreher u. a.), im Bürodienst (Karteiführer, Registraturverwalter u. a.) in Handel und Verkehr (Kassierer, Schalterbeamte u. a.); oder aber diese Berufe bieten die Möglichkeit zur Entfaltung sowohl besonderer männlicher, wie auch andrerseits besonderer weiblicher Anlagen, hier sind vor allem handwerkliche und gehobene Berufe zu nennen wie der Aerzte und der Lehrer. Auch die Arbeit des Apothekers gehört hierher. In allen diesen Berufen stehen Mann und Frau als Arbeitskameraden nebeneinander. Und sie sollten auch in einem ehrlichen Leistungswettbewerb einander achten als Volksgenossen, die mit ihrer Arbeitskraft dem Wohl des Ganzen dienen wollen. Viele Männer in diesen Berufen neigen aber noch dazu, die Frau als Eindringling zu betrachten, und viele junge Mädchen lassen sich schrecken durch die Vorstellung eines angeblich unweiblichen Berufes. Solche Einstellung ist heute überholt; der berufliche Einsatz unserer jungen Mädchen, der von Fähigkeit und Neigung der einzelnen ausgeht, muß in Zukunft darauf bedacht sein, die politisch und wirtschaftlich bedingten Verschiebungen auf dem männlichen Arbeitsmarkt auszugleichen und wieder stärker auch solche Berufe zu berücksichtigen, die in vergangenen Jahren gern von den Männern als ihre Domäne betrachtet wurden.

Wie so mancher andere vermännlichte Beruf geht auch der des Apothekers in seinem letzten Ursprung auf hausmütterliche Tätigkeit zurück. Nicht nur die Pflege, auch die Behandlung der Kranken war auf einer früheren, noch nicht durch die Arbeitsteilung beherrschten Kulturstufe in erster Linie Aufgabe der Frauen. Von Generation zu Generation wurde neben viel abergläubischen und geheimnisvollen Zaubermitteln die Kenntnis heilkräftiger Kräuter weitergegeben, und wir wissen, daß oft heute noch Arzt und Apotheker weniger Ansehen genießen als eine alte Frau, die besprechen kann und die einen Tee aus selbstgesammelten Kräutern verordnet! Nachdem die Kunst des Erkennens und Behandelns von Krankheiten sich zum ärztlichen Beruf entwickelt hatte, ist dann von diesem Beruf der des Apothekers abgespalten worden und auch heute noch sind diese beiden aufs engste miteinander verschwistert. Der soziale Charakter des Apothekerberufes, dem die Sorge für die bestmögliche Versorgung

der Bevölkerung mit Arzeneien und Heilmitteln anvertraut ist, wird heute wieder stärker betont, gerade in ihm liegt auch für die Frau ein starker Reiz.

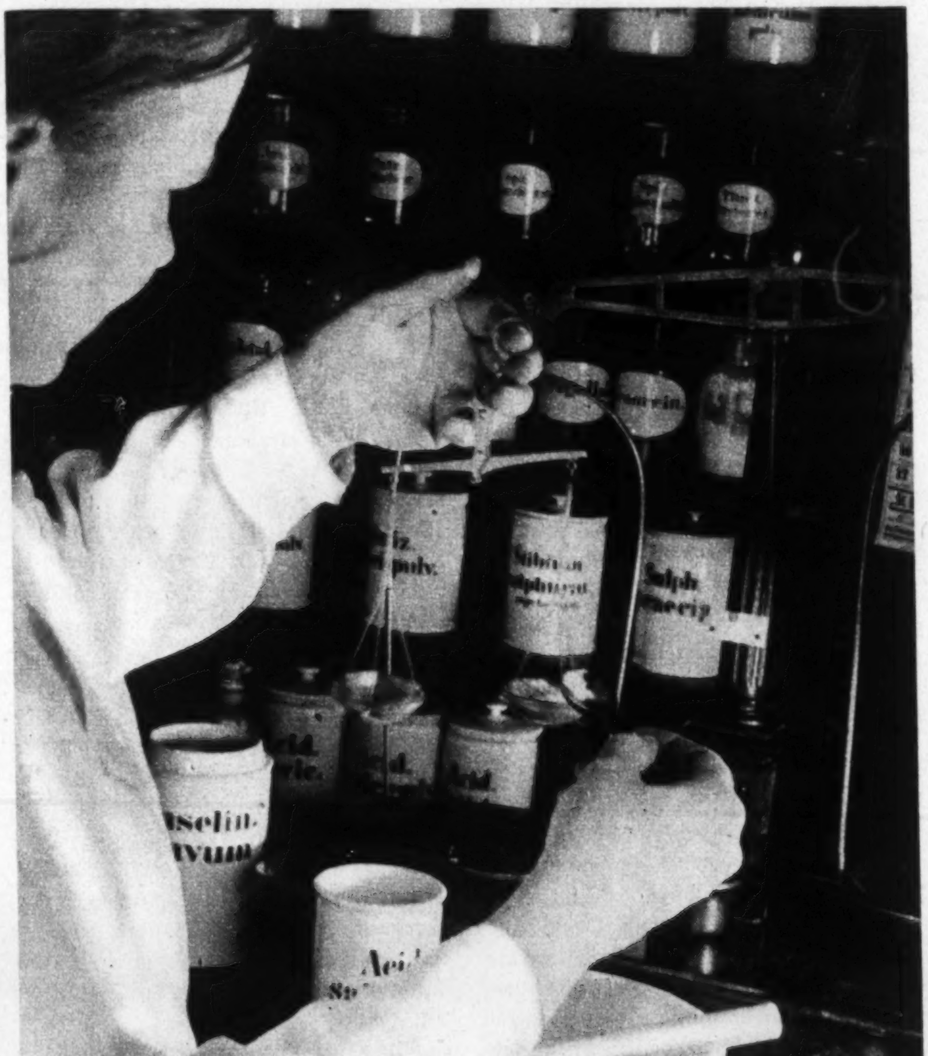
Manche Arbeit ist dem Apotheker heute durch die pharmazeutische Industrie abgenommen worden, die ihm eine Fülle von Medikamenten verkaufsfertig liefert. Es wäre aber ganz irrig zu glauben, damit wäre die Apotheke zu einem Handelsgeschäft geworden. Nach wie vor ist das Laboratorium, in dem nach ärztlicher Verordnung die Arzeneien mit eigener Hand hergestellt werden, die Hauptsache. Und diese Herstellung ist keineswegs eine mechanische Ausführung des Rezeptes, denn der Apotheker übernimmt für die Arzenei dem Patienten gegenüber die Mitverantwortung. Das kann er natürlich nur, wenn er die einzelnen Substanzen, die er mischt, nach Herkunft und Wirkungsweise auf den menschlichen Organismus kennt. Ausgerüstet mit einem umfangreichen und gediegenen Wissen von all den Stoffen des Tier-, Pflanzen- und Mineralreiches, deren die Medizin sich heute bedient, muß die Apothekerin mit peinlicher Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit ihre Mittel anfertigen.

Der Wechsel von solchem praktischen, höchst verantwortlichen Tun und dem persönlichen Umgang mit den Menschen, denen ihre Arbeit gilt, ist der Frau sehr angemessen. Der Beruf stellt weder in körperlicher noch in charakterlicher und geistiger Hinsicht Forderungen, die die Frau nicht gut erfüllen könnte. Die Apothekerin ist im Grunde die treue Gehilfin des Arztes und außerdem ist sie in der Praxis in der Regel die Helferin des hauptverantwortlichen Apothekenbesitzers. Selten wird es heute und auch in Zukunft vorkommen, daß eine Frau nach der Konzession für eine Apotheke trachtet und sich die Last und Sorge einer selbständigen Betriebsführung auflädt, sie wird es im allgemeinen vorziehen, als Angestellte und vielleicht gelegentlich später als Ehefrau auch in diesem Beruf die Mitarbeiterin des Mannes zu bleiben.

Schon seit dem frühen Mittelalter gibt es wegen der Verantwortlichkeit dieses Berufes für die Volksgesundheit strenge Vorschriften hinsichtlich der Zulassung zur Berufsausübung. Aus den städtischen Verordnungen wurden später landesgesetzliche Bestimmungen und seit 1934 haben wir eine reichseinheitliche Prüfungsordnung, seit Oktober 1937 eine reichseinheitliche Bestallungsordnung. Voraussetzung für die Zulassung zur Ausbildung sind Hochschulreife mit Lateinkenntnissen, Ariernachweis und polizeiliches Führungszeugnis, die Ausbildung selbst dauert sechs Jahre und gliedert sich in drei Abschnitte. Sie beginnt mit einer zweijährigen Praxis in einer Lehrapotheke; während dieser Lehrzeit muß die Praktikantin ein Tagebuch führen über alle von ihr ausgeführten Arbeiten und sich eine Sammlung von Arzeneipflanzen anlegen. Abschließend muß sie in einer Vorprüfung ihre Kenntnisse nachweisen: Mittel nach dem Arzeneibuch anfertigen, Verschreibungen ausführen und berechnen, Arzeneimittel prüfen und erklären, Pflanzen und Drogen bestimmen. Man kann verstehen, daß viele im Hinblick auf diese Prüfung zur Ergänzung der praktischen Ausbildung noch eine private Apothekerschule besuchen, um sich dort auf die Prüfung vorbereiten zu lassen.

Das anschließende Hochschulstudium dauert sechs Semester und umfaßt die Fächer Allgemeine Chemie und Physik, allgemeine Botanik, Pharmazeutische Chemie, Arzneipflanzen und Pharmakognosie (Drogenkunde). Zur Hochschulprüfung muß die Kandidatin den Besuch ganz bestimmter Vorlesungen und Uebungen nachweisen. Erst nach der Zurücklegung des einjährigen Berufspraktikums erteilt dann die Landesbehörde, der die prüfende Universität untersteht, auf Antrag die Approbation, d. h. die Berechtigung zur Ausübung des Berufs und zur Bezeichnung als Apothekerin. Das Berufspraktikum muß zur Hälfte als sogenannte Sozialpraxis in einem Ort absolviert werden, in dem es nur eine Apotheke gibt, in der außerdem der Apothekenvorstand ohne Hilfskraft arbeitet. Die Praktikantin erhält neben freier Station und Verpflegung 10,00 RM Taschengeld.

Wie ihr männlicher Berufskamerad gehört die Apothekerin in die Reichsorganisation der deutschen Apotheker, deren Aufbau durch die Reichsapothekerordnung geregelt ist und die darüber wacht, daß jedes einzelne Mitglied durch die gewissenhafte Ausübung des Berufs, durch sein sittliches Verhalten und durch die von ihm erwartete berufethische Haltung das Ansehen dieses geachteten und wichigten Berufsstandes fördert. Gerda Simons.



Aufnahmen: Atlantic-Photo

Der Lehrer an der ländlichen Berufsschule

Mit der reichseinheitlichen gesetzlichen Festlegung der allgemeinen Berufsschulpflicht, in der Stadt für drei, auf dem Lande für zwei Jahre und parallel zur praktischen Berufsausbildung, ist auch die Frage der ländlichen Berufsschule wieder lebendig und in ihrer unschätzbaren Bedeutung neu betont worden. Während die gesetzliche Ordnung in der Stadt schon eine lange und rühmliche Ueberlieferung vorfand, die nur mehr zu bestätigen bzw. von Reichs wegen zu vereinheitlichen war, ist die Berufsschule auf dem Lande noch vielfach kaum behelfsmäßig ausgebaut. Aber auch hier hat sie eine besondere Zukunft und einen besonderen Wert: das allgemeine Kulturniveau auf dem Lande heben, heißt der Landflucht entgegenarbeiten, die heute eine unserer größten Sorgen ist; die Berufsschule auf dem Lande zu ihrer vollen Wirksamkeit bringen, heißt wertvolle Mitarbeit an der Erzeugungsschlacht und am landwirtschaftlichen Abschnitt des Vierjahresplans leisten.

Die ländliche Berufsschule ist vor allem eine Lehrerfrage. Die Volksschullehrer, die bisher hier vielfach mit einsprigen mußten, wo fachliche Lehrkräfte nicht vorhanden waren, hatten nur in den seltensten Fällen von vornherein eine landwirtschaftliche Erfahrung oder auch nur landwirtschaftliche Kenntnisse; sie mußten sich heute mühsam und meist nur aus Büchern erwerben, was sie morgen ihren landwirtschaftlich tätigen Schülern lehren sollten. Ein Erlaß des Reichsministers für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung hat nun für das Lehramt an ländlichen Berufsschulen neue Ausbildungsbestimmungen aufgestellt, die das Problem auf lange Sicht hin lösen. Dabei wird sowohl Volksschullehrern auf dem Lande die Gelegenheit zu einer entsprechenden landwirtschaftlichen Ausbildung, also zu einem genügenden Einblick in die Praxis gegeben, wie umgekehrt staatlich geprüften Landwirten (Absolventen der Höheren Landbauschule) die Möglichkeit zur Erwerbung der nötigen pädagogischen Fähigkeit. Volksschullehrer, die an ländlichen Berufsschulen als Lehrkräfte wirken wollen, machen zunächst eine halbjährige Praxis auf einem Bauernhof durch und dann einen, wieder halbjährigen, Ausbildungsgang an einer staatlichen Versuchs- und Forschungsanstalt für Landarbeit oder einer ähnlichen Versuchswirtschaft. Landwirte, die als Lehrer an ländlichen Berufsschulen eintreten wollen, machen einen einjährigen wissenschaftlich-pädagogischen Ausbildungsgang an einer Hochschule für Lehrerbildung durch (die ersten Lehrgänge haben bereits in Cottbus und Weilburg begonnen) und tun danach ein halbes Jahr an einer ländlichen Berufsschule praktisch-pädagogischen Dienst.

Diese Lösung der Berufsschullehrerfrage auf dem Lande geschieht, wie schon betont, auf lange, nicht auf kurze Sicht. Daher wird auf die Eignung der Anwärter ein besonderer Wert gelegt. Ein eigenhändig geschriebener Lebenslauf, Zeugnisse über die bisherige Schul- und Berufsausbildung, ein polizeiliches Führungszeugnis, Angaben über die Zugehörigkeit zur NSDAP., ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden, der Nachweis deutscher Abstammung (im Falle der Verheiratung auch der Ehefrau) werden gefordert. Dazu ein amtsärztliches Gesundheitszeugnis, das sich bezüglich der Lunge auf eine Röntgendurchleuchtung zu stützen hat. Von bisherigen Volksschullehrern verlangt man für die Zulassung zur Ausbildung, daß der Anwärter mindestens drei Jahre an einer Volksschule unterrichtet und besonderes Interesse für das Land gezeigt hat; von Landwirten fordert man, daß sie sich in der Praxis bewährt haben und das Abschlußzeugnis einer Höheren Landbauschule mit der Note „befriedigend" erworben haben. Die zuständige Unterrichtsverwaltung (bei den Regierungspräsidenten), wohin die Gesuche zu richten sind — spätestens bis 1. März und 1. Dezember jedes Jahres —, reicht die Unterlagen mit einem Urteil über die Eignung des Bewerbers an den Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung weiter, der über die Zulassung entscheidet.

Ein neuer aussichtsreicher, dankbarer und bedeutungsvoller Berufsweg ist so eröffnet worden. Ihn zu beschreiten, werden die Besten der Berufenen gerade gut genug sein.

Dr. Hans Hajek

Johannes Rodatz, Erziehung durch Erleben. Der Sinn des Deutschen Jugendherbergswerkes. 2. neubearb. Aufl. Berlin 1938.

„Die deutschen Jugendherbergen sind . . . der steinerne Beweis dafür, daß es bei einiger Energie möglich ist, große Unternehmungen auch jenseits der kapitalistischen Gedankenwelt aufzubauen und lebensfähig zu erhalten. Der Deutsche Jugendherbergsverband ist, wenn man will, der größte ‚Hotelkonzern' der Welt." Diese Worte aus dem Vorwort des Reichsjugendführers Baldur von Schirach beleuchten die eine Seite der riesenhaften Organisation, von der hier die Rede ist; fast alle Kapitel des vorliegenden Buches, das den Leiter des Deutschen Jugendherbergsverbandes zum Verfasser hat, stellen Tatsachen heraus, die jene Behauptung Baldur von Schirachs schlicht beweisen. Die reichlichen Fotos, die dem Buche beigegeben sind, tun das ihrige hinzu. Die andere Seite, von der Rodatz immer wieder mit tiefer Überzeugung spricht, ist die Bedeutung des Jugendherbergswerks für die Erziehung der deutschen Jugend, ja darüber hinaus für die Erziehung aller Jugend, die durch Deutschlands Landschaften wandert. Das Wandern wurde seit alters her als erzieherisches Moment erkannt und gepflegt. Der Reichsverband für Deutsche Jugendherbergen hat, besonders seit April 1933, da die Reichsjugendführung ihn übernahm, das Erziehungsziel scharf ausgerichtet und sich deutlich von schwärmerischer, verblasener Romantik getrennt. „Nein, die Fahrt mußte ein Mittel der Erziehung werden zur Pflege der körperlichen Ertüchtigung, zur Förderung der Heimatliebe. Die Kenntnis der deutschen Heimat, den Sinn für ihre Schönheit und das Erleben der deutschen Volksgemeinschaft", das war die Idee. Und diese Idee ist stolze Wirklichkeit geworden: immer neue schöne Jugendherbergen entstehen (1938 sind nicht weniger als 140 im Neubau), die Zahl der jährlichen Uebernachtungen geht in viele Millionen, „eine moderne Völkerwanderung größten Ausmaßes" strömt aufgeschlossen und erlebnishungrig über Deutschland. Der ärmste Junge, das ärmste Mädel kann mittun. Jeder Landesverband kontrolliert laufend den Betrieb aller Häuser seines Gebiets, so daß die Eltern beruhigt ihre Kinder dem Deutschen Jugendherbergswerk anvertrauen können. Denn diese Häuser sind ja niemals einzig und allein Übernachtungsstätten, sie sind vor allem Mittelpunkte des jugendlichen Lebens und wollen wie ihre Dauerbewohner, die Herbergseltern, die Eigenart ihrer Landschaft repräsentieren. Es ist hochinteressant, bei Rodatz nachzulesen, wie sich hier allmählich eine neue Baukunst und eine immer bessere Baupraxis entwickelt. Freilich: eine Jugendherberge ist kein Hotel. Alles ist auf Selbstversorgung, auf Unterordnung in die Gemeinschaft, auf Kameradschaft gestellt, aus der ganz selbstverständlich das Erleben der Volksgemeinschaft wächst. Die Unterschiede des väterlichen Geldbeutels spielen hier nicht mit; denn „das Leben in der Jugendherberge dient der Gestaltung des deutschen Sozialismus".

Möller-Crivitz

Ergebnis unserer Preisaufgabe aus Heft 23 / 1938

Diesmal muß ich euch meine vollste Anerkennung aussprechen, ihr habt die Aufgabe richtig gelöst. Tausende von Einsendungen bestätigen mir, wie gut ihr aufgepaßt habt. Da war es für mich natürlich wieder einmal sehr schwer, die Glücklichen festzustellen, die Anspruch auf die ausgesetzten Preise haben. Nur den ersten Preis in Höhe von 10,— RM konnte ich bestimmen. Ich habe ihn **Gertrud Schäfer** in **Oberlahnstein** für das hübsche Gemälde zuerkannt, das ich hier abdrucke. Leider kann ich es nicht farbig zeigen, das ist schade, denn es sieht noch viel schöner aus, als hier. Die nächsten Preisträger aber entschied das unbestechliche Los. Hier stelle ich sie euch vor: den 2. Preis in Höhe von 5,— RM bekam **Joachim Bley** in **Eisleben**, je ein **wertvolles Jugendbuch** erhielten: **Käthe Charlotte Schläfke** in **Brandenburg**, **Waldemar Keller** in **Dortmund-Mengede**, **Hilda Seethaler** in **Wien VII**, **Rudi Liebschwager** in **Gera** und **Elisabeth Rautenberg** in **Hohnstedt** bei Kreiensen.

Neue Preisaufgabe

Diesmal muß ich euch etwas ganz Kniffliches aufgeben. Paßt einmal genau auf: **In einem Stall sind Schafe und Hühner. Alle zusammen haben 72 Füße und 20 Köpfe. Wieviel Schafe sind nun in diesem Stall und wieviel Hühner?** Schreibt mir die Lösung auf eine Postkarte und schickt sie mir bis zum 5. **Februar 1939** an die **„Kinderwarte"** der **„Reichs-Elternwarte", Berlin C 2, Wallstraße 17—18.** Es gibt auch diesmal wieder etwas zu gewinnen; ihr wißt ja: 1 Preis in Höhe von 10 RM, 1 Preis von 5 RM und 5 wertvolle Jugendbücher. Wenn mehr als sieben richtige Lösungen eingehen, muß das Los entscheiden. Also, Kinder, nun strengt euer Köpfchen einmal gehörig an! — Es grüßt euch euer Fritz.

Wie die Tanne starb

Es war einmal eine alte Tanne. Die stand mitten in einem großen Walde. Viel hundert andere Tannenbäume standen neben der alten. —

Vor vielen, vielen Jahren hatte der alte Förster die Bäume pflanzen lassen. Und Jahr für Jahr waren sie stärker und höher gewachsen, die grünen Tannenbäume. Immer breiter hatten sie ihre Aeste ausgespannt. Und wenn der Förster durch den Wald ging und seine schönen Bäume besah, da hat er über sein ganzes rotes Gesicht gelacht und sich gefreut. Und dann hat er sich manchmal hingestellt, der alte Mann, und mit seinen Bäumen geredet, gerade so geredet, als wenn es seine Kinder wären. — Nun war der alte Förster schon lange tot, und viele von den Tannen waren alt und grau geworden. Sie hatten einen neuen Herrn bekommen, aber den sahen sie nicht oft. Und wenn er mit seinem Hunde durch den Wald ging, dann guckte er die alten schönen Bäume kaum an.

Eines Tages kam der neue Förster mit ein paar Arbeitern in den Wald. Diesmal sah er sich alle Bäume ganz genau an. Wenn ein Baum recht stark und alt war, da tippte ihn der Förster mit dem Finger an. Dann nahm ein Arbeiter das blanke Beil und gab dem Baume einen Hieb in die Rinde. Ein anderer Arbeiter schrieb auf die weiße Wunde des Baumes eine Ziffer, und der Förster schrieb sich diese Ziffer in sein Merkbuch. Auch unsere Tanne bekam einen Beilhieb und ihre Ziffer. Dann gingen der Förster und die Arbeiter immer weiter, von Baum zu Baum, durch den Wald. Ueberall hieben sie die starken Stämme an, und überall schrieb der Förster diese Stämme auf. Und der Wald stand so still, so ruhig da, als wenn alle die tausend Tannen schliefen.

Auch unsere Tanne hatte fest geschlafen. Aber von dem Beilhieb des Waldarbeiters wachte sie auf und schüttelte ihre Aeste und Zweige. Da fielen viel tausend Nadeln von den Zweigen herunter. Die kleinen Nadeln hatten auch geschlafen, und als die Tanne ihre Aeste schüttelte, da waren die Nadeln vor Schreck von ihren Stühlen gefallen. Und nun lagen sie unten auf dem braunen Waldboden.

Da unten am Boden, hinter einem dürren Grasbusch neben einem Maulwurfsloch, waren zwei Haselmäuse. Die wohnten eigentlich drüben am Rande des Waldes unter dem großen Nußbusche. Aber heute waren sie nun gerade einmal in den Wald spazieren gegangen. Sie hatten den Herrn Maulwurf besuchen wollen. Aber der war nicht zu Hause gewesen. Die wunderten sich nun, daß die Tannen so still blieben, und die eine Maus sagte zu der andern: „Ei, das war doch fein, daß wir gleich in das Maulwurfsloch kriechen konnten, als vorhin die Menschen kamen. Der Mann im grünen Rocke, der hätte uns sicher totgeschlagen."

„Freilich", sagte die andere Maus, „der Förster hätte das sicher getan. Mir tun bloß die armen Tannen leid, die müssen wohl nun

Der Lehrer an der ländlichen Berufsschule

Mit der reichseinheitlichen gesetzlichen Festlegung der allgemeinen Berufsschulpflicht, in der Stadt für drei, auf dem Lande für zwei Jahre und parallel zur praktischen Berufsausbildung, ist auch die Frage der ländlichen Berufsschule wieder lebendig und in ihrer unschätzbaren Bedeutung neu betont worden. Während die gesetzliche Ordnung in der Stadt schon eine lange und rühmliche Ueberlieferung vorfand, die nur mehr zu bestätigen bzw. von Reichs wegen zu vereinheitlichen war, ist die Berufsschule auf dem Lande noch vielfach kaum behelfsmäßig ausgebaut. Aber auch hier hat sie eine besondere Zukunft und einen besonderen Wert: das allgemeine Kulturniveau auf dem Lande heben, heißt der Landflucht entgegenarbeiten, die heute eine unserer größten Sorgen ist; die Berufsschule auf dem Lande zu ihrer vollen Wirksamkeit bringen, heißt wertvolle Mitarbeit an der Erzeugungsschlacht und am landwirtschaftlichen Abschnitt des Vierjahresplans leisten.

Die ländliche Berufsschule ist vor allem eine Lehrerfrage. Die Volksschullehrer, die bisher hier vielfach mit einspringen mußten, wo fachliche Lehrkräfte nicht vorhanden waren, hatten nur in den seltensten Fällen von vornherein eine landwirtschaftliche Erfahrung oder auch nur landwirtschaftliche Kenntnisse; sie mußten sich heute mühsam und meist nur aus Büchern erwerben, was sie morgen ihren landwirtschaftlich tätigen Schülern lehren sollten. Ein Erlaß des Reichsministers für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung hat nun für das Lehramt an ländlichen Berufsschulen neue Ausbildungsbestimmungen aufgestellt, die das Problem auf lange Sicht hin lösen. Dabei wird sowohl Volksschullehrern auf dem Lande die Gelegenheit zu einer entsprechenden landwirtschaftlichen Ausbildung, also zu einem genügenden Einblick in die Praxis gegeben, wie umgekehrt staatlich geprüften Landwirten (Absolventen der Höheren Landbauschule) die Möglichkeit zur Erwerbung der nötigen pädagogischen Fähigkeit. Volksschullehrer, die an ländlichen Berufsschulen als Lehrkräfte wirken wollen, machen zunächst eine halbjährige Praxis auf einem Bauernhof durch und dann einen, wieder halbjährigen, Ausbildungsgang an einer staatlichen Versuchs- und Forschungsanstalt für Landarbeit oder einer ähnlichen Versuchswirtschaft. Landwirte, die als Lehrer an ländlichen Berufsschulen eintreten wollen, machen einen einjährigen wissenschaftlich-pädagogischen Ausbildungsgang an einer Hochschule für Lehrerbildung durch (die ersten Lehrgänge haben bereits in Cottbus und Weilburg begonnen) und tun danach ein halbes Jahr an einer ländlichen Berufsschule praktisch-pädagogischen Dienst.

Diese Lösung der Berufsschullehrerfrage auf dem Lande geschieht, wie schon betont, auf lange, nicht auf kurze Sicht. Daher wird auf die Eignung der Anwärter ein besonderer Wert gelegt. Ein eigenhändig geschriebener Lebenslauf, Zeugnisse über die bisherige Schul- und Berufsausbildung, ein polizeiliches Führungszeugnis, Angaben über die Zugehörigkeit zur NSDAP., ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden, der Nachweis deutscher Abstammung (im Falle der Verheiratung auch der Ehefrau) werden gefordert. Dazu ein amtsärztliches Gesundheitszeugnis, das sich bezüglich der Lunge auf eine Röntgendurchleuchtung zu stützen hat. Von bisherigen Volksschullehrern verlangt man für die Zulassung zur Ausbildung, daß der Anwärter mindestens drei Jahre an einer Volksschule unterrichtet und besonderes Interesse für das Land gezeigt hat; von Landwirten fordert man, daß sie sich in der Praxis bewährt haben und das Abschlußzeugnis einer Höheren Landbauschule mit der Note „befriedigend" erworben haben. Die zuständige Unterrichtsverwaltung (bei den Regierungspräsidenten), wohin die Gesuche zu richten sind — spätestens bis 1. März und 1. Dezember jedes Jahres —, reicht die Unterlagen mit einem Urteil über die Eignung des Bewerbers an den Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung weiter, der über die Zulassung entscheidet.

Ein neuer aussichtsreicher, dankbarer und bedeutungsvoller Berufsweg ist so eröffnet worden. Ihn zu beschreiten, werden die Besten der Berufenen gerade gut genug sein.

Dr. Hans Hajek

Johannes Rodatz, Erziehung durch Erleben. Der Sinn des Deutschen Jugendherbergswerkes. 2. neubearb. Aufl. Berlin 1938.

„Die deutschen Jugendherbergen sind . . . der steinerne Beweis dafür, daß es bei einiger Energie möglich ist, große Unternehmungen auch jenseits der kapitalistischen Gedankenwelt aufzubauen und lebensfähig zu erhalten. Der Deutsche Jugendherbergsverband ist, wenn man will, der größte ‚Hotelkonzern' der Welt." Diese Worte aus dem Vorwort des Reichsjugendführers Baldur von Schirach beleuchten die eine Seite der riesenhaften Organisation, von der hier die Rede ist; fast alle Kapitel des vorliegenden Buches, das den Leiter des Deutschen Jugendherbergsverbandes zum Verfasser hat, stellen Tatsachen heraus, die jene Behauptung Baldur von Schirachs schlicht beweisen. Die reichlichen Fotos, die dem Buche beigegeben sind, tun das ihrige hinzu. Die andere Seite, von der Rodatz immer wieder mit tiefer Überzeugung spricht, ist die Bedeutung des Jugendherbergswerks für die Erziehung der deutschen Jugend, ja darüber hinaus für die Erziehung aller Jugend, die durch Deutschlands Landschaften wandert. Das Wandern wurde seit alters her als erzieherisches Moment erkannt und gepflegt. Der Reichsverband für Deutsche Jugendherbergen hat, besonders seit April 1933, da die Reichsjugendführung ihn übernahm, das Erziehungsziel scharf ausgerichtet und sich deutlich von schwärmerischer, verblasener Romantik getrennt. „Nein, die Fahrt mußte ein Mittel der Erziehung werden zur Pflege der körperlichen Ertüchtigung, zur Förderung der Heimatliebe. Die Kenntnis der deutschen Heimat, den Sinn für ihre Schönheit und das Erleben der deutschen Volksgemeinschaft", das war die Idee. Und diese Idee ist stolze Wirklichkeit geworden: immer neue schöne Jugendherbergen entstehen (1938 sind nicht weniger als 140 im Neubau), die Zahl der jährlichen Uebernachtungen geht in viele Millionen, „eine moderne Völkerwanderung größten Ausmaßes" strömt aufgeschlossen und erlebnishungrig über Deutschland. Der ärmste Junge, das ärmste Mädel kann mittun. Jeder Landesverband kontrolliert laufend den Betrieb aller Häuser seines Gebiets, so daß die Eltern beruhigt ihre Kinder dem Deutschen Jugendherbergswerk anvertrauen können. Denn diese Häuser sind ja niemals einzig und allein Übernachtungsstätten, sie sind vor allem Mittelpunkte des jugendlichen Lebens und wollen wie ihre Dauerbewohner, die Herbergseltern, die Eigenart ihrer Landschaft repräsentieren. Es ist hochinteressant, bei Rodatz nachzulesen, wie sich hier allmählich eine neue Baukunst und eine immer bessere Baupraxis entwickelt. Freilich: eine Jugendherberge ist kein Hotel. Alles ist auf Selbstversorgung, auf Unterordnung in die Gemeinschaft, auf Kameradschaft gestellt, aus der ganz selbstverständlich das Erleben der Volksgemeinschaft wächst. Die Unterschiede des väterlichen Geldbeutels spielen hier nicht mit; denn „das Leben in der Jugendherberge dient der Gestaltung des deutschen Sozialismus".

Möller-Crivitz

Ergebnis unserer Preisaufgabe aus Heft 23/1938

Diesmal muß ich euch meine vollste Anerkennung aussprechen, ihr habt die Aufgabe richtig gelöst. Tausende von Einsendungen bestätigen mir, wie gut ihr aufgepaßt habt. Da war es für mich natürlich wieder einmal sehr schwer, die Glücklichen festzustellen, die Anspruch auf die ausgesetzten Preise haben. Nur den ersten Preis in Höhe von 10,— RM konnte ich bestimmen. Ich habe ihn **Gertrud Schäfer in Oberlahnstein** für das hübsche Gemälde zuerkannt, das ich hier abdrucke. Leider kann ich es nicht farbig zeigen, das ist schade, denn es sieht noch viel schöner aus, als hier. Die nächsten Preisträger aber entschied das unbestechliche Los. Hier stelle ich sie euch vor: den 2. Preis in Höhe von 5,— RM bekam **Joachim Bley in Eisleben**, je ein **wertvolles Jugendbuch** erhielten: **Käthe Charlotte Schläfke in Brandenburg, Waldemar Keller in Dortmund-Mengede, Hilda Seethaler in Wien VII, Rudi Liebschwager in Gera** und **Elisabeth Rautenberg in Hohnstedt** bei Kreiensen.

Neue Preisaufgabe

Diesmal muß ich euch etwas ganz Kniffliches aufgeben. Paßt einmal genau auf: **In einem Stall sind Schafe und Hühner. Alle zusammen haben 72 Füße und 20 Köpfe. Wieviel Schafe sind nun in diesem Stall und wieviel Hühner?** Schreibt mir die Lösung auf eine Postkarte und schickt sie mir bis zum 5. **Februar 1939** an die **„Kinderwarte"** der **„Reichs-Elternwarte", Berlin C2, Wallstraße 17—18.** Es gibt auch diesmal wieder etwas zu gewinnen; ihr wißt ja: 1 Preis in Höhe von 10 RM, 1 Preis von 5 RM und 5 wertvolle Jugendbücher. Wenn mehr als sieben richtige Lösungen eingehen, muß das Los entscheiden. Also, Kinder, nun strengt euer Köpfchen einmal gehörig an! — Es grüßt euch euer Fritz.

Wie die Tanne starb

Es war einmal eine alte Tanne. Die stand mitten in einem großen Walde. Viel hundert andere Tannenbäume standen neben der alten. — Vor vielen, vielen Jahren hatte der alte Förster die Bäume pflanzen lassen. Und Jahr für Jahr waren sie stärker und höher gewachsen, die grünen Tannenbäume. Immer breiter hatten sie ihre Aeste ausgespannt. Und wenn der Förster durch den Wald ging und seine schönen Bäume besah, da hat er über sein ganzes rotes Gesicht gelacht und sich gefreut. Und dann hat er sich manchmal hingestellt, der alte Mann, und mit seinen Bäumen geredet, gerade so geredet, als wenn es seine Kinder wären. — Nun war der alte Förster schon lange tot, und viele von den Tannen waren alt und grau geworden. Sie hatten einen neuen Herrn bekommen, aber den sahen sie nicht oft. Und wenn er mit seinem Hunde durch den Wald ging, dann guckte er die alten schönen Bäume kaum an.

Eines Tages kam der neue Förster mit ein paar Arbeitern in den Wald. Diesmal sah er sich alle Bäume ganz genau an. Wenn ein Baum recht stark und alt war, da tippte ihn der Förster mit dem Finger an. Dann nahm ein Arbeiter das blanke Beil und gab dem Baume einen Hieb in die Rinde. Ein anderer Arbeiter schrieb auf die weiße Wunde des Baumes eine Ziffer, und der Förster schrieb sich diese Ziffer in sein Merkbuch. Auch unsere Tanne bekam einen Beilhieb und ihre Ziffer. Dann gingen der Förster und die Arbeiter immer weiter, von Baum zu Baum, durch den Wald. Ueberall hieben sie die starken Stämme an, und überall schrieb der Förster diese Stämme auf. Und der Wald stand so still, so ruhig da, als wenn alle die tausend Tannen schliefen.

Auch unsere Tanne hatte fest geschlafen. Aber von dem Beilhieb des Waldarbeiters wachte sie auf und schüttelte ihre Aeste und Zweige. Da fielen viel tausend Nadeln von den Zweigen herunter. Die kleinen Nadeln hatten auch geschlafen, und als die Tanne ihre Aeste schüttelte, da waren die Nadeln vor Schreck von ihren Stühlen gefallen. Und nun lagen sie unten auf dem braunen Waldboden.

Da unten am Boden, hinter einem dürren Grasbusch neben einem Maulwurfsloch, waren zwei Haselmäuse. Die wohnten eigentlich drüben am Rande des Waldes unter dem großen Nußbusche. Aber heute waren sie nun gerade einmal in den Wald spazieren gegangen. Sie hatten den Herrn Maulwurf besuchen wollen. Aber der war nicht zu Hause gewesen. Die wunderten sich nun, daß die Tannen so still blieben, und die eine Maus sagte zu der andern: „Ei, das war doch fein, daß wir gleich in das Maulwurfsloch kriechen konnten, als vorhin die Menschen kamen. Der Mann im grünen Rocke, der hätte uns sicher totgeschlagen."

„Freilich", sagte die andere Maus, „der Förster hätte das sicher getan. Mir tun bloß die armen Tannen leid, die müssen wohl nun

alle bald sterben. Und ich glaube, sie wissen es noch nicht einmal."

„Sterben?" fragte die erste Maus wieder, „ja warum denn? Woher weißt du denn das?"

„Na höre", sagte die zweite Maus, „das weißt du noch nicht? Die Bäume, die der Mann mit dem großen blauen Stift bemalt hat, die werden sicher bald abgehackt. Paß nur auf, das dauert gar nicht mehr lange. Drüben in dem Walde am Wetterberge, wo ich früher wohnte, da war es gerade so. Ich sage dir, hierher wollen wir ja nicht wieder spazieren gehen. Komm, wir wollen lieber fort! Wir können ja noch weglaufen, die armen Tannen freilich können das nicht." So sprach die kluge Haselmaus und lief weg. Und ihre Freundin lief schnell hinterdrein.

Und die alte Tanne hatte dagestanden und hatte alles gehört, was die Haselmäuse miteinander geredet hatten. Und das Mäuslein hätte sicher nicht so laut gesprochen, wenn es gewußt hätte, daß die Bäume und Blumen alles verstanden, was die Mäuse redeten. Da war nun die alte Tanne sehr traurig und hing die Aeste und erzählte ihren Schwestern, was sie von den Mäusen gehört hatte.

Die wollten das zuerst gar nicht glauben, aber in der Nacht konnte keiner von den Bäumen schlafen. Und es war ihnen sogar recht, daß der wilde Sturm kam und sie zauste und schüttelte und ihnen eine Decke von weißem Schnee auf die Aeste legte. Und wie am Morgen der Sturm vorbei war und die Sonne über die Berge guckte, und wie die Bäume in der Kälte sich reckten und streckten und den Schnee von sich abschüttelten, da kamen schon wieder Menschen durch den Wald gezogen. Das waren Männer mit Aexten und Spaten, mit Sägen und Seilen. Die legten ihre Jacken ab, brannten sich ihre Tabakspfeifen an und gingen an ihre Arbeit. Und was taten sie?

Sie kamen zu unserer Tanne und gruben mit ihren Spaten die Erde um den Stamm herum auf, bis die starken Wurzeln frei dalagen. Dann nahmen sie die scharfen Aexte und hieben die weißen Wurzeln durch und durch. Da ging ein Zittern durch die Tanne. Und wieder sprangen viele tausend braune Nadeln herunter. Und bei jedem neuen Schlage auf die Wurzeln, den die Arbeiter taten, wankte und schwankte der starke Baum immer mehr. Einen Fuß nach dem andern schnitten die scharfen Aexte durch. Und endlich hatte ein Arbeiter mit einem gewaltigen Schlage der Tanne den stärksten Fuß abgeschnitten. Der hatte bis jetzt noch den Baum gerade gehalten, denn tief hatte er sich in den Boden gegraben und seine Wurzelzweige nach allen Seiten hingeschickt. Jetzt aber konnte er der Tanne nicht mehr helfen. Jetzt krachten und knirschten die kleineren Wurzeln, und ein paar zersprangen mit einem wunderlichen Laut, der beinahe wie ein Schrei klang. Und nun legte

sich der mächtige Baum auf die eine Seite und fiel dann mit gewaltiger Wucht gegen ein paar junge Stämme. Denen brachen die Köpfe ab, und sie stürzten mit der alten Tanne krachend hin auf den Waldboden. Und dabei zog ein Brausen und Sausen, ein heimliches Klagen durch den Wald, als wollten die andern Bäume sich wehren und wären traurig, daß sie einander nicht helfen könnten. Die Arbeiter aber wischten sich den Schweiß von der Stirn und setzten sich zum Frühstücken an ein Feuer am Waldrande.

Als die Arbeiter weggegangen waren, da lag nun die Tanne ganz allein da. Es war wieder still und friedlich im Walde wie vorher. Und die Vögel, die alle davongeflogen waren, als sie die Schläge der Axt hörten, die kamen jetzt zurück und sahen mit ihren blanken Aeuglein, was da geschehen war. Und sie vergaßen das Singen, als sie die Tanne im Sterben sahen. Unten aber am Waldboden raschelte etwas zwischen den Tannenzweigen, die zerbrochen durcheinanderlagen, und endlich hüpfte aus den Zweigen ein Männlein heraus. Das besah sich die Arbeit der Menschen und kletterte auf den Stamm der Tanne und strich mit seinen Händchen über den rauhen Stamm und redete leise mit der Tanne. Und eine neugierige Blaumeise wollte gern wissen, was das Männlein der Tanne erzählte. Sie flog hin und setzte sich neben das Männlein und lauschte. Und sie hörte, wie das Männlein gerade zu der sterbenden Tanne sagte: „Sei nur ruhig! Fürchte dich nicht! Du wirst nicht tot bleiben. Du wirst noch einmal aufwachen. Aber da wirst du dich gar nicht wiedererkennen. Den Menschen wirst du dienen, und lieb werden sie dich haben. Sei ruhig und schlafe, bis dich die Menschen fortbringen und dich zerstören, damit du wieder aufwachen und ihnen dienen kannst! Nun schlaf nur, mein Bäumlein!" So sagte das Männlein, und dann verschwand es in einem Erdloch.

Die Meise aber flog weg und erzählte den andern Vögeln, was sie gehört hatte. Und das hörten auch die Bäume und erzählten sich's auch, und es ging ein heimliches Reden und Rauschen durch den Wald. Als aber die Arbeiter wiederkamen und nach Axt und Spaten griffen, da flogen die Vöglein davon, und die Menschen blieben mit dem toten Tannenbaum allein.

Theuermeister.

Armer Schneemann

Schneemann, Schneemann,
dummer Wicht,
bleib' nur stehn, ich tu' dir nichts.

Deine Naf' ist zwar ein Bolz,
deine Zähne sind aus Holz.
Arme hast du, kugelrund,
und dazu 'nen schiefen Mund.
Einen Blechhut hast du auf
mit der Inschrift: Dicker Claus.
Vor dem Besen in der Hand
fürcht't sich nicht der kleinste
Fant.

Schneemann, Schneemann,
dir geht's schlecht!
Franz und Willi, macht es recht!
Schießt den Armen mausetot.
Seht, jetzt hat er seine Not!

1, 2, 3, 4, bum, bum, bum –
fällt der Schneemann plötzlich um.

M. Werner

Kurzweil am Feierabend

Wußten Sie das schon?

Die Sitte, mit der Gabel zu essen, ist in Italien aufgekommen. Ein englischer Maler, der Italien zu Anfang des 17. Jahrhunderts besuchte, berichtet: „Die Bewohner Italiens bedienen sich fast immer einer kleinen Gabel, wenn sie ihr Fleisch zerschneiden. Würde jemand — mit Italienern am Tische sitzend — das Fleisch mit den Fingern berühren, so würde er die Gesetze der Höflichkeit verletzen. Seltsamerweise kann man niemals einen Italiener veranlassen, mit der Hand in die Schüssel zu greifen; man gibt als Grund an, daß nicht jedermann reine Hände habe." — Vorher aß man nämlich selbst an Königstafeln mit den — Fingern. Ludwig der XIV., der Sonnenkönig Frankreichs, speiste während seiner Jagd noch auf dieselbe Weise. Das französische Bürgertum entsagte diesem Gebrauche erst im 18. Jahrhundert.

*

Der Erfinder des Portemonnais ist nicht, wie viele wohl annehmen, ein Franzose, sondern ein deutscher Buchdrucker namens Heue. Er wanderte im Jahre 1842 aus seiner Heimatstadt Dresden nach New-York aus, wo er zunächst in einer großen Fabrik Necessaires, Arbeitstaschen und ähnliches herstellen mußte. Dabei kam ihm der Gedanke, daß die riesigen Geldtaschen die damals allgemein im Gebrauch waren, eigentlich sehr unpraktisch seien, und daß man einen Ersatz für sie schaffen müsse. Heue schaffte ihn und hatte die Genugtuung, daß sein Portemonnaie in kurzer Zeit ein sehr begehrter Modeartikel wurde.

*

Wußten Sie schon ...

daß Marmor sich bei großer Erwärmung ausdehnt, sich aber nicht wieder zusammenzieht?

daß der Kaffee in Iran (Persien) ein Getränk der Trauer ist, den der Iranier (Perser) nur dann trinkt, wenn er Trauer hat (sonst zieht er Tee vor)?

daß die japanische Sprache keine Schimpfworte kennt?

daß der Regenwurm in Madagaskar anderthalb Meter lang wird?

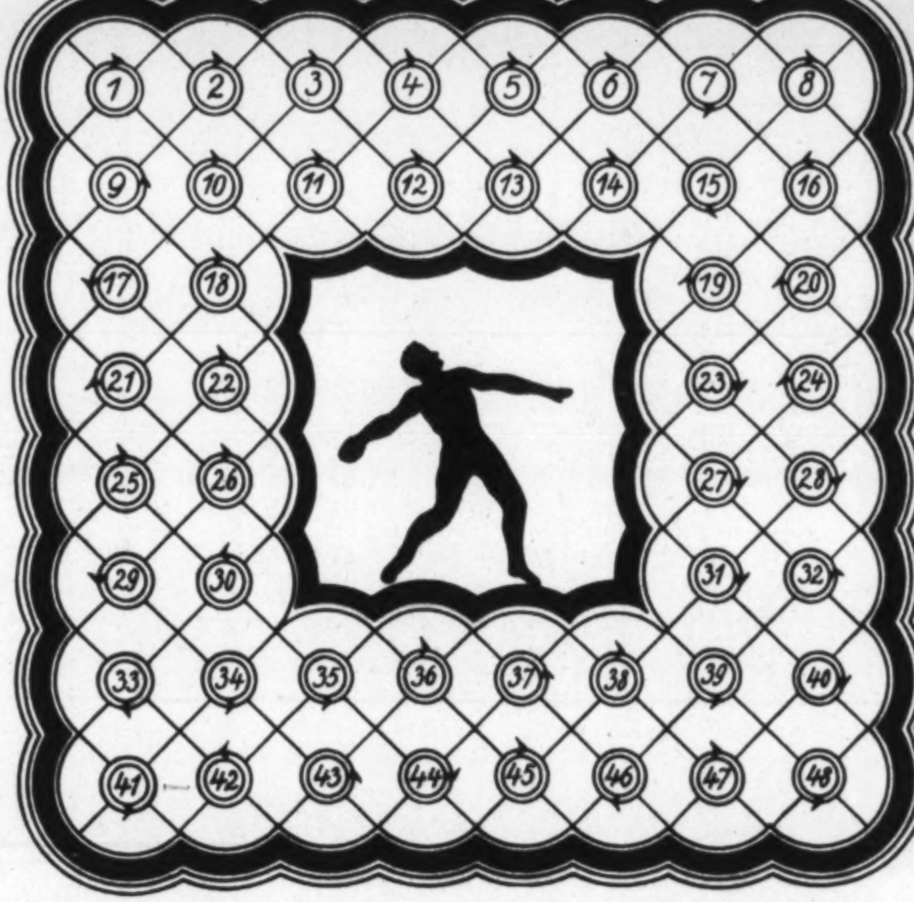
daß die Zahnstocher im alten Rom aus Schweineborsten hergestellt wurden?

daß der Pfirsich eine veredelte Art der Mandel ist?

daß die Insel Hiddensee jährlich einen Landstreifen von über einen Meter verliert?

daß fast alle Frauengesichter von links hübscher sind?

Netz-Rätsel



Die leeren Felder sind mit Buchstaben zu füllen, daß um jede Zahl ein vierbuchstabiges Wort entsteht. Der Pfeil zeigt Wortbeginn und Richtung an. Bei richtiger Lösung nennen die Buchstaben der Außenfelder, rechtsherum gelesen, ein Wort aus „Die Pflichten des deutschen Soldaten".

Wortbedeutung: 1. Pelztier, 2. altes Apothekergewicht, 3. Ackergrenze, 4. Mädchenname„ 5. Planet, 6. Nebenfluß der Elbe, 7. tiefe Stimmlage, 8. russische Stadt, 9. Laubbaum, 10. Dienerin, 11. männlicher Vorname, 12. Zahl, 13. ehemals Titel für Staatsoberhaupt in Venedig, 14. spanischer Fluß, 15. Meereserscheinung, 16. Faserpflanze, 17. Fluß in Frankreich, 18. Teil des Beines, 19. schweizerische Stadt, 20. schweizerischer Berg, 21. Begriff der Wetterkunde, 22. deutscher Admiral †, 23. Untergang, 24. Papiermaß, 25. Weinbehälter, 26. Mädchenname, 27. Fluß in Marokko, 28. Ei der Laus, 29. Nagetier, 30. griechische Göttin, 31. Hast, 32. alkoholisches Getränk, 33. Oasengruppe der Sahara, 34. Schlauheit, 35. Mädchenname, 36. deutsche Stadt, 37. Grußwort, 38. englisches Längenmaß, 39. besitzanzeigendes Fürwort, 40. Vorstentier, 41. geknüpfte Einkaufstasche, 42. ohne Inhalt, 43. letzte Behausung, 44. wie 17., 45. griechische Göttin, 46. Schiffshinterteil, 47. Schiffsbedeckung, 48. Rechtsnachfolger. (ß = ss; ö = oe; ch und ck je zwei Buchstaben.)

Silben-Rätsel

Aus den Silben:
an — be — dog — ein — er — gant — ge — in — kel — ker — lung — mel — mie — mit — nacht — nah — nen — nen — o — o — pe — ra — rei — ren — rung — rungs — schu — se — sin — stum — sturm — tel — ter — ter — tri — weit — ze
sind 12 Worte zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und dritte Buchstaben von unten nach oben gelesen ein Zitat von Johann Wolfgang von Goethe ergeben. (ch = zwei Buchstaben.)

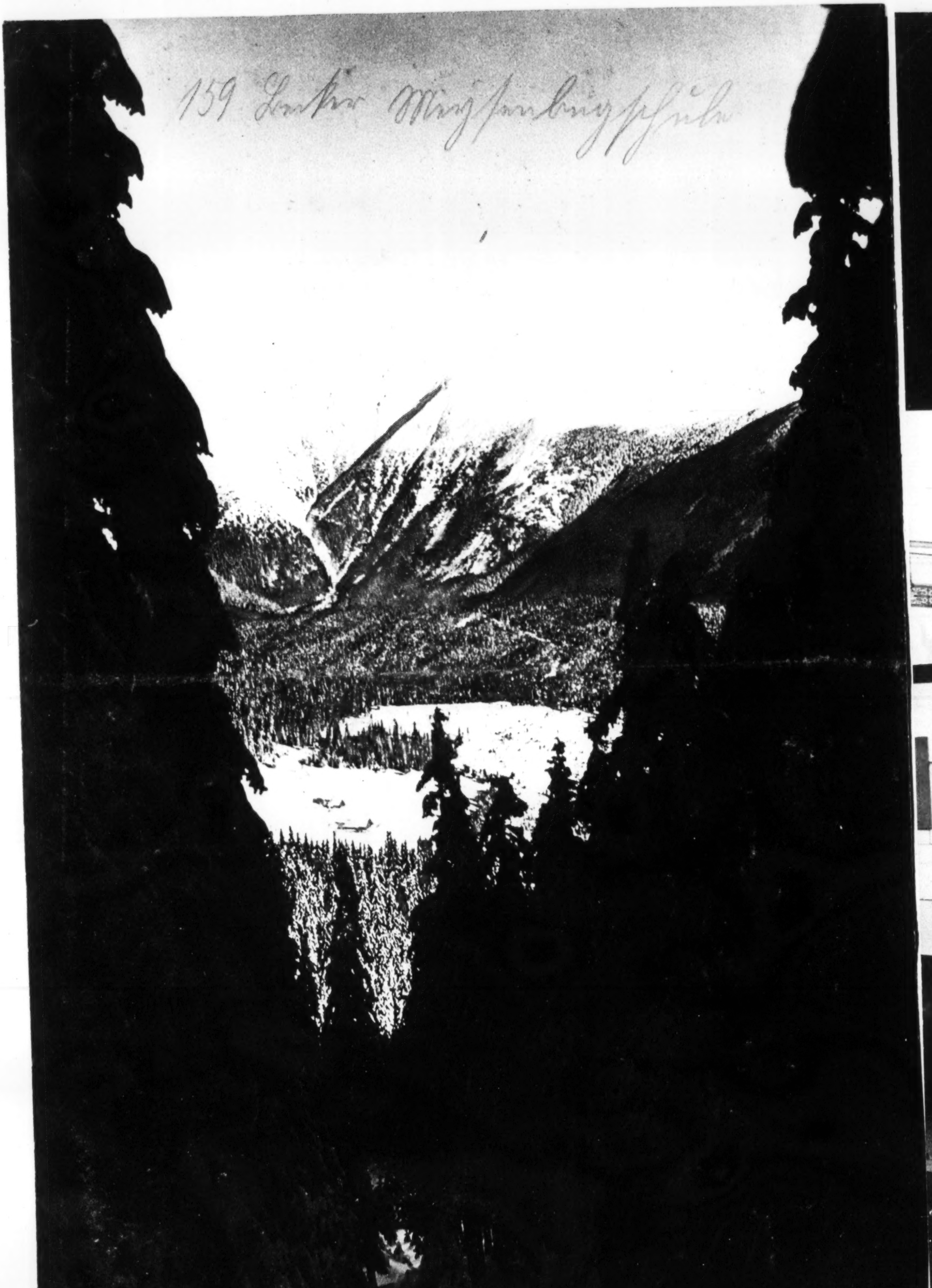
Wortbedeutung: 1. sportliche Veranstaltung, 2. Ränkeschmied, 3. erkämpfter Besitz, 4. Hunderasse, 5. Schulaufnahme, 6. Formation der SA., 7. unzufriedener Mensch, 8. Zumutung, 9. täglicher Bedarf, 10. Pflanze, 11. Zigarrenrest, 12. Weissagung.

Rätsel-Auflösung aus Heft 1

Kreisrätsel. 1. Wiek, 2. Wein, 3. Anna, 4. Doge, 5. Elle, 6. Plus, 7. Vieh, 8. Dach, 9. Luke, 10. Tölz, 11. Ohio, 12. Fock, 13. Zehe, 14. drei, 15. Elsa, 16. Kant, 17. Ines, 18. Siut, 19. Beet, 20. Pose, 21. Koje, 22. Maas, 23. Dahn, 24. Horn. 1—4 Kind, 7—4 Huld, 10—7 Tuch, 13—10 echt, 16—13 Klee, 16—19 Knut, 22—19 Most, 22—1 Mark. — Ein glueckliches neues Jahr!

Silbenrätsel. 1. Ibis, 2. Chiemsee, 3. Wasserball, 4. Irene, 5. Luginsland, 6. Leichenschau, 7. Dolomiten, 8. Anilin, 9. Speiteufel, 10. Sahara, 11. Juetland, 12. Einakter, 13. Drillmaschine, 14. Exerzieren, 15. Marmelade, 16. Ureltern, 17. Tätigkeitswort. — Ich will, daß jede Mutter eine Heilige sei. (Hanns Johst.)

Verlag: Heinrich Beenken Verlagsbuchhandlung, Berlin C 2, Wallstraße 17/18
Hauptschriftleiter: Möller-Crivitz, Berlin-Pankow
Kupfertiefdruck der Buchdruckerei Gutenberg (Heinrich Beenken), Berlin C 2, Wallstraße 17/18


Die Schneekoppe

Aufnahme: Hans Retz